

Die Heimatortsgemeinschaft Pruden in Deutschland

Fritz Leutner

Nach der Kapitulation vom 8. Mai 1945 kommen auch die ersten Prudner nach Deutschland an. Sie waren entlassene Kriegsgefangene und Flüchtlinge, später Deportierte aus den sowjetischen Zwangsarbeitslagern, die nicht mehr nach Siebenbürgen zurückkehrten. Die Siebenbürger Sachsen sind ein traditionsbewusster, deutscher Volksstamm, dessen Heimat Siebenbürgen, ihm durch die Leiden zweier Weltkriege und schwerer Nachkriegsjahre zur Fremde wurde. Als Folge dieser Umstände setzte der Exodus, aus der angestammten Heimat, schon nach dem zweiten Weltkrieg ein. Jeder versuchte, in der neuen Heimat Fuß zu fassen, was nicht immer leicht war, galt es doch mit der Tatsache fertig zu werden, dem Vertreibungsdruck, den man in der alten Heimat als Deutsche ausgesetzt war. Hatte man dem auch nachgegeben, verstand man nun die Welt nicht mehr, denn in der neuen Heimat wurde man als Fremdkörper angesehen und als Ausländer eingestuft. Diese Tatsache schmerzte, aber bekanntlich verbinden gleiche Gefühle und man suchte und fand Gleichgesinnte. Zusätzlich verband alle die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, so wie man diese im Herzen trug, aber auch die Sehnsucht nach einer neuen Heimat, die es zu finden galt.

Als dann 1949 in München der „Verband der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben“ gegründet wurde, aus dem sich im folgenden Jahr die beiden „Landsmannschaften“ herausbildeten, fühlte man sich als Teil der „Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland“. Die wohl jüngsten Einrichtungen der Siebenbürger Sachsen in Deutschland entstanden ab den 70-er Jahren, zeitgleich mit dem Anstieg der Aussiedlungswelle aus der angestammten Heimat Siebenbürgen, es sind die Heimatortsgemeinschaften. So entsteht auch die „Heimatortsgemeinschaft Pruden in Deutschland“.

Das erste Prudner Treffen fand am 10./11. Juni 1978 in Heidelberg (Stadt Bruchsal) statt. Dieses erste Prudner Heimattreffen verdanken wir unserem Landsmann Lothar Plachta, der sich schon längere Zeit mit dem Gedanken befasste, mit allen in der Bundesrepublik lebenden Prudnern ein Treffen zu veranstalten. Um den Prudnern die Erinnerungen und die Erlebnisse aus der alten Heimat aufzufrischen entschied sich Lothar Plachta die „Prudner Nachrichten“ (Heimatbrief der Prudner Nachbarschaft) ins Leben zu rufen.

Damit auch allen Lesern die Möglichkeit gegeben wird, sich über den Inhalt und Entstehung der „Prudner Nachrichten“ ein Bild zu machen, ist in unserem Büchlein der erste Heimatbrief gedruckt.

Das erste Prudner Treffen war ein gelungenes Fest und sollte auch nicht das letzte sein. Da die Prudner gerne feiern und sich viel zu erzählen haben, beschlossen sie von nun an sich jedes Jahr wieder zu treffen.

2009 werden wir unser 25. Jubiläums-Treffen abhalten.

Prudner

1. Jahrgang Nr. 1



Nachrichten

Pfingsten 1998



25490

Liebe Landsleute aus Pruden!

Endlich ist es soweit: Der erste Rundbrief ist geboren. Hier einige Notizen zu seiner Entstehung:

Als Kind und Jugendlicher wusste ich - leider - soviel wie nichts von Siebenbürgen, bzw Pruden.

Ich wusste nur, dass mein Vater von „Siebenbürgen“ kommt. Er hat viel von seiner Kindheit erzählt. (Ein Erlebnis davon werde ich Euch heute schildern). Im Jahre 1967 war es dann soweit. Ich fuhr mit meiner Schwester nach Elisabethstadt, zu unserem Onkel, dem Plachta Misch. Ich wusste nicht einmal genau, ob man dort deutsch spricht.

(Ich bin hier - im „Reich“ geboren, meine Mutter ist von hier). Man sprach dort deutsch. Seit damals gab es noch einige Besuche und ich lernte Siebenbürgen und die Landsleute kennen. Mit der Zeit haben manche von ihnen gemerkt, dass die Prudner so ein zerstreuter Haufen sind. Manche haben dann zu mir gesagt: Du bist noch jung, hast auch Interesse, Sorge dafür, dass das anders wird, trommle die Leute zusammen. Jetzt ist es endlich soweit. Ich will jedoch nicht nur jetzt die Leute zusammentrommeln, sondern den Anstoß zu regelmäßigem Kontakt geben. Wenn es Euch recht ist, soll dieser Rundbrief - mit der Zeit in verbesserter Form - zu einer ständigen Einrichtung werden. Wie oft er erscheinen soll, steht noch in den Sternen. Vielleicht könnte man, (wenn wir alle zusammen arbeiten) Neuigkeiten und Interessantes aus der alten Heimat mit hinein bringen. Das hängt aber alles nicht nur von mir, sondern hauptsächlich von der Mitarbeit aller Landsleute ab. Über nähere Einzelheiten des ganzen Vorhabens werden wir noch zu reden haben.

Soweit vorerst die Vorinformation.

Es grüßt Euch,

Euer Lothar Plachta

Liebe Prudner Landsleute,

einige unter uns sind mir fast schon böse, weil ich noch kein Prudner Treffen organisiert habe. Vor langer Zeit war schon die Rede davon, jetzt endlich soll es Wirklichkeit werden.

Termin: Samstag/Sonntag, 10./11. Juni 1978. Der Ort der Veranstaltung ist hier bei uns (Bruchsal / Heidelberg), da es sich für mich hier leichter organisieren läßt.

Einige Stichpunkte:

- Alle sollen kommen

- Informiert auch schnellstens diejenigen, die diesen Rundbrief, mangels vorhandener Adresse, nicht erhalten haben

- Das Treffen soll für jeden so billig wie möglich gehalten werden
 - Für Übernachtung wird gesorgt werden (siehe Antwortkarte)
 - Bringt bitte unbedingt alte Bilder, Dokumente usw. von Pruden mit, damit ich Duplikate anfertigen kann
 - Samstag, 10. Juni, ist in Baden - Württemberg schulfrei
 - Überlegt, ob wir eine „Prudner Nachbarschaft“ gründen sollen
 - Filme, Bilder und Dias aus der alten
 - (und neuen) Heimat sollen gezeigt werden
 - Nähere Einzelheiten werden im zweiten Rundbrief enthalten sein, der noch vor dem Treffen herauskommt
 - Vorschläge Hilfen, Anregungen und Adressen von Prudnern werden gerne entgegengenommen (sogar erwartet)
- Das wärs fürs Prudner Treffen, ich erwarte Eure Reaktion! LP.

Als wir einmal die Schule schwänzten von Karl Plachta

Als junger Schulbub hatte ich folgendes Erlebnis: In Pruden hatten wir einen kleinen Hof mit Haus, Garten, etwas Vieh und natürlich Hühner.

An einem schönen Tag spielte ich mit Freunden im Hof. Wir hatten entkörnte Kukuruzkolben zur Verfügung, für die wir Verwendung suchten. Einer kam auf die Idee: Wir schnitzten daraus Pferdehufen. Nach getaner Arbeit brauchte man zu diesen Hufen auch Pferde, das waren halt, wir Jungen. Und was machten wir nun als Pferde? Wir ritten umher, und es kam sogar zu einem Pferderennen. Das Ganze war, wie Ihr Euch denken könnt, ein sehr schönes Erlebnis. Es hatte nur einen Haken: Vergaßen wir dabei die Schule oder wollten wir sie vergessen? Ich weiß es heute nicht mehr. Jedenfalls kamen wir nicht rechtzeitig zum Unterricht.

Als wir dort mit großer Verspätung ankamen, fragte uns selbstverständlich der Lehrer, wo wir geblieben seien. Auf diese Frage waren wir jedoch schon vorbereitet. Die Antwort lautete: „Herr Lehrer, wir konnten nicht eher kommen, denn wir waren allein zu Hause und mussten die Glucke hüten“. Der Lehrer war mit der Antwort zufrieden, obwohl er uns nicht glaubte und betrachtete die Angelegenheit als erledigt.

(Für Vollständigkeit dieser Erzählung wird keine Garantie übernommen. LP.)

Hier noch etwas Werbung

Es ist Ehrenpflicht eines jeden Sachsen, Mitglied in der Landsmannschaft zu sein oder zu werden. Es sind keine leeren Worte, wenn in der „Siebenbürgischen Zeitung“ steht: „Nur eine grosse Landsmannschaft ist ein starke Landsmannschaft!“ Die Sudetendeutschen sind größer, die kommen auch mit ihrem Pfingsttreffen im Fernsehen, Rundfunk und Presse. Dazu sind wir Siebenbürger Sachsen wahrscheinlich noch zu klein. Mit vielen Mitgliedern erreicht man auch politisch mehr (Auswanderung „dort“, Eingliederung „hier“).

Also: Was hält uns ab ?

Es gibt auch ein „Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen“. Es ist über das Hilfswerk der Evang. Kirche in Deutschland organisiert und hat schon vielen Landsleuten sehr geholfen. Es arbeitet ohne Mitgliedschaft oder Beiträge und ist deshalb auf unsere Spenden angewiesen. Spender werden im „Licht der Heimat“, dem Monatsgruß des Komitees, veröffentlicht.

Kenn, Ihr schon den „Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e.V.“ ? Dieser Verein ist hauptsächlich in der Erforschung der Sächsischen Geschichte tätig. Er unterhält auch die Siebenbürgische Bibliothek und das Heimatmuseum in Gundelsheim / Neckar.

Der Arbeitskreis ist finanziell von seinen Mitgliedsbeiträgen abhängig und hat nichts gegen neue Mitglieder. Jahresbeitrag: mindestens 20 DM.

Die Mitglieder können die Veröffentlichungen des Arbeitskreises (wertvolle Bücher) zu stark ermäßigtem Preis erwerben.

Nähere Einzelheiten über die Siebenbürgischen Einrichtungen beim Treffen!

Übrigens:

Alle finanziellen Zuwendungen für die genannten Einrichtungen (Beiträge, Spenden, Bücherrechnungen usw. sind steuerlich absetzbar!)

HINWEISE:

Auf der beiliegenden Antwortkarte möchtet Ihr bitte folgendes vermerken:

1) Eure Anschrift

2) Ob Ihr zum Treffen kommt

a) wieviel Erwachsene?

b) wieviele Kinder (Alter)?

3) Übernachtet Ihr?

4) Wünscht Ihr Betten oder Notunterkünfte, wie Luftmatratzen (wichtig wegen Besorgung und Kosten!)

5) Sonstige Mitteilungen

PRUDEN (Statistik: des Jahres 1930)

Einwohner (ges.) 576

Rumänen 45

Ungarn 4

Deutsche 435

Juden

Zigeuner 92

Sonstige

Evang. AB 435

Einwohner 1966: 544

(Entnommen aus: Ernst Wagner, Historisch-statistisches Ortsnamenbuch für Siebenbürgen; Böhlau-Verlag Köln - Wien 1977)

Das war der erste Rundbrief

" Prudner Nachrichten "

Es grüßt Euch Euer



Herausgeber: Lothar Plachta, Judengasse 21 D-7520 Bruchsal-7

Tel. 07251/5891 (Bruchsal - 7 Heidelshiem)

Prudner Heimattreffen / Fotos: Lukas Geddert



Gruppenbild vom ersten Prudner Treffen 1978



Hermann Salmen, Hans Tatter, Lothar Plachta, Dagmar Geddert und Frau Plachta v.li.n.r.



Treffen 1981





Treffen 1981





Treffen 1981





Der Nachwuchs





Gemütliches Beisammensein / 1988



Das vierblättrige Kleeblatt / 1988



Johann Tatter eröffnet das Prudner Treffen 1989



v.li. Dagmar Geddert, Daniel Wolff, Wenke Geddert, Elisabeth Klein, Otto Klein und Elisabeth Geddert



Marta Weprich, Lukas Geddert und Johann Weprich (v.l.) / 1989



Susanna Löw, Daniel Wolff, Johann Löw, Rebekka Wolff, Dagmar Geddert und Gerda Kepp (v.l.).

1989



*v.l.: Tilli Salmen, Katharina Leutner, Simon Tatter, Katharina Weprich
und Franz Geiger*



Adolf-Michael Franz und Lukas Keul



Treffen 1989





Rebekka Tatter und Rebekka Weprich (Mutter und Tochter).

Treffen 1989



Emma Keul, Michael Keul, Michael Wolff, Hans Keul und Lukas Gierscher v.r.n.l.



Eröffnungsrede vom HOG - Vorsitzenden Horst Leutner

Treffen 2005





Treffen 2005



Treffen in Pruden 2006



Treffen in Pruden 2006





Treffen 2007





Treffen 2007





*Die Geschwister Leutner 2007
Treffen 2007*



v.l. Rose Lingner, Ute Nötzold und Dagmar Geddert



Lisa und Dr. Doolittle (Toni)



Zukünftige HOG-Mitglieder

Treffen 2007



Tombola 2007

Der Heimattag der Siebenbürger Sachsen

Dem Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland ist es in den Nachkriegsjahren gelungen, den Keim zu einer neuen Gemeinschaftsbildung zu legen. Siebenbürger Sachsen eines Ortes oder eines Gebietes fanden zueinander und sind durch ein feines Netzwerk mit Landsleuten in ganz Deutschland verbunden – mit der „Siebenbürgischen Zeitung“ als Informations- und Kommunikationsmedium im Zentrum. Deren Hauptaufgabe war es, so wie sie in der Vereinbarung vom 28. November 1959 zwischen den Landsmannschaften der Siebenbürger Sachsen in Deutschland und in Österreich festgehalten wurde, „den inneren Zusammenhalt und die Besinnung auf die dauernden Werte unseres Volksstammes zu pflegen und als Nachrichtenblatt der Landsmannschaften zu dienen“. Für diesen inneren Zusammenhalt war der persönliche Kontakt entscheidend. Wo aber konnte man Bekannte treffen, wo etwas über Personen erfahren, die man aus den Augen verloren hatte, wo mit ihnen beisammen sein, der gemeinsam verbrachten Tage gedenken oder Zukunftspläne schmieden?

Es hatte schon vorher Versuche gegeben, größere „Heimattreffen“ zu organisieren. Aber erst der überwältigende Erfolg des „Tages der Heimat“ 1950 in Stuttgart und an anderen Orten beflügelte die Vertriebenenverbände, und sie beschlossen, alljährlich neben dem Tag der Heimat auch Bundestreffen zu organisieren.

Der erste Heimattag der Siebenbürger Sachsen – noch als „Bundestreffen“ bezeichnet – fand zu Pfingsten 1951 in Dinkelsbühl statt unter Beteiligung von 4.000 Landsleuten aus Deutschland, Übersee, Österreich, England, Italien, Schweden und Frankreich. Sie waren gekommen, angetrieben von dem Wunsch, Freunde und Verwandte nach langen Jahren wieder zu treffen, und in der Hoffnung, Orientierung und Hilfe für die nächste Zukunft zu finden. Der Verbandstag, der im Rahmen dieses Bundestreffens stattfand – durch zahlreiche Gäste zum „Großen Rat“ aufgewertet –, sollte nach einer Lageanalyse auch Ziele für die Zukunft erarbeiten. Ob man in der damaligen Zukunftsanalyse wohl voraussehen konnte, dass der Heimattag bis heute das sichtbarste Zeichen des Gemeinschaftssinns der weltweit verstreuten Siebenbürger Sachsen geblieben ist? 1990 wurde mit 25.000 Personen der Teilnehmerrekord erreicht.

Alljährlich findet der Heimattag zu Pfingsten (mit zwei Ausnahmen 1952 und 1953) und in Dinkelsbühl statt (mit einer Ausnahme 1952 in Rothenburg ob der Tauber). Mit der ehemals Freien Reichsstadt Dinkelsbühl hatte man nicht nur einen Veranstaltungsort gefunden, der unweit des damaligen siebenbürgisch-sächsischen Siedlungsschwerpunktes lag – nach den Umsiedlungen 1951-1952, durch die die Last der Vertriebenen von Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holstein gerechter auf die anderen Länder verteilt wurde, verlor dieses Gebiet an Gewicht – und durch Lage und Stadtbild an die Heimat erinnerte. Man war dort auch willkommen, wie die Grußworte und die Einladungen des Landrates Dr. Küsswetter und des 1. Bürgermeisters Karl Ries zeigen, denn schließlich war ein solches Treffen auch ein Wirtschaftsfaktor.

So wie 1951 blau-rote Fahnen, siebenbürgisch-sächsische Tracht und Mundart für drei Tage das Dinkelsbühler Stadtbild prägten, so sollte der Verlauf des ersten Heimattages prägend für die Zukunft werden. Es gab in den drei Tagen schon: die Kundgebung vor der Schranne – Festredner auf der Großkundgebung war Prof. Dr. Dr. Theodor Oberländer, Bayerischer Staatssekretär für das Flüchtlingswesen und späterer Vertriebenenminister –, den Gottesdienst, den Festzug als Trachtenzug, eine

Kunstaussstellung und verschiedene Möglichkeit des geselligen Beisammenseins.

Das Beisammensein und die Zusammengehörigkeit wollte man in Dinkelsbühl nicht nur erleben, sondern auch nach außen hin sichtbar machen. Und was für ein besseres Zeichen dafür konnte es geben als die siebenbürgisch-sächsische Tracht, die Festtagstracht, die in Siebenbürgen bis in die allerjüngste Vergangenheit zum lebendigen Brauchtum gehörte, an der man weiterhin festhielt und sie mit berechtigtem Stolz zeigte, nimmt sie doch in der deutschen Trachtenlandschaft dank ihrer bis ins Mittelalter reichenden Tradition, ihrer Vielfalt und Kostbarkeit eine Sonderstellung ein. Es war daher naheliegend, einen Trachtenzug als visuellen Höhepunkt des Heimattages zu organisieren. Der Erfolg war schon 1951 überwältigend. Was kann sprechender sein, als dass Filmaufnahmen davon im Film „Am Brunnen vor dem Tore“ mit Sonja Ziemann von 1952 verwendet wurden? Glanzlichter waren damals ein Reiterbänderium und der Festwagen der Deutsch-Zeplinger. Seit den 60er Jahren gibt es kein Reiterbänderium mehr und nur noch selten einen Festwagen. Dafür nehmen heutzutage jährlich zwischen 40 und 50 Trachtengruppen und Blaskapellen mit rund 2.000 Mitgliedern am Trachtenzug teil. Und die farbenfrohen Trachten prägen nicht nur während des Trachtenumzuges und der anschließenden Kundgebung vor der Schranne das Stadtbild.

Gemeinschaftsbildend, da das Bewusstsein um die eigene Kultur und Tradition stärkend, sollte der Heimattag auch dadurch sein, dass er auch als kulturelle Veranstaltung geplant war. Die Brauchtumpflege, die hinter der Idee des Trachtenzuges stand und auch die hohe Kultur, die 1951 mit einer Kunstaussstellung vertreten war, wurden in den folgenden Jahren durch weitere Komponenten bereichert:

- jährlich veranstaltet die Jugend der Landsmannschaft das Offene und Gemeinsame Tanzen, an dem zwischen 200 und 300 Volkstänzer auch als Mitglieder von Gastgruppen aus Österreich und Siebenbürgen teilnehmen;

- jährlich gibt es eine Brauchtumsveranstaltung, bei der Theaterstücke und Singspiele in Mundart oder einzelne Bräuche szenisch aufgeführt werden;

- es gibt Mundartlesungen und auch Kunsthandwerk in den Verkaufsausstellungen – 1955 fand die erste „Mustermesse“ siebenbürgisch-sächsischer Unternehmer statt;

- Kulinarisches vom „Baumstriezel“ über die „Mici“ bis hin zum gekochten „Kukurutz“ findet man an den Ständen des Siebenbürger-Marktes;

- der Körperkultur widmen sich die Sportveranstaltungen der Jugend, die 1963 mit den Wettspielen der Jugend einen Höhepunkt erreichten;

- neben Kunst- und Dokumentationsausstellungen gibt es regelmäßig Musikveranstaltungen von Chören und Blasmusikkapellen bis hin zu Konzerten klassischer und moderner Musik, es gibt Dichterlesungen und Buchpräsentationen. Den Höhepunkt bildet seit 1968 die Verleihung des „Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturpreises“.

Aber nach wie vor ist der Heimattag weiterhin vor allem das größte Treffen von Siebenbürger Sachsen, zu dem sie aus ganz Deutschland und darüber hinaus kommen, zusammenfinden und damit in beeindruckender Art und Weise Zeugnis ihres lebendigen Gemeinschaftssinnes ablegen.

Hans-Werner Schuster

(Aus: „50 Jahre Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland.“ Begleitbroschüre zu der gleichnamigen Ausstellung, München 1999, Seite 11-14)



v.l.: Dr. Christoph Hammer, Dr. Bernd Fabritius und Ehepaar Johannis



Dinkelsbühler Knabenkapelle



Umzug



Besucher



Umzug



Umzug



Heimattreffen in Dinkelsbühl / 11.05.2008



Neue Heimat





Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Prudner Treffen



Erinnerungen an Pruden von Michael Bloos „vum Häffel“

In erster Linie bedanke ich mich und freue mich zugleich, dass es noch so viele jüngere Leute gibt, die sich für die Belange unserer Gemeinschaft einsetzen und für die Vergangenheit unserer Heimatgemeinde interessieren.

Ich wurde am 7. Februar 1920 in Pruden geboren. Die Kindheit verbrachte ich wohl behütet im schönen Pruden. 1927 kam ich in die erste Klasse zu Lehrer Ernst Steiger, der aus Hermannstadt kam. Er besaß einen großen Wolfshund. Weil ich in der Klasse der Kräftigste war, durfte ich mit dem Wolfshund, dem der Lehrer vorher einen Maulkorb verpasst hatte, ringen. Außerdem hatte unser Lehrer aus dem Tiergarten eine Wölfin gebracht, denn er hoffte, es käme zu einer Paarung zwischen Hund und Wolf. Das Experiment schlug leider fehl. Ich durfte täglich mit der Wölfin an der Leine spazieren gehen.

Herr Lehrer Steiger war auch sehr sportlich. Er hatte sich ein Motorrad gekauft und flitzte immer wieder durch Pruden. Er hatte einen Freund, den Pfarrerssohn Hermann Salmen, mit dem er zusammen viele Scherze machte. Hermann besaß ein Fahrrad, das hängten sie an das Motorrad an und fuhren so durch die Gemeinde. An einem heißen Sommertag hatte sich der Lehrer auf seinen Touren erhitzt, trank darauf kaltes Prudner Wasser. So zog er sich eine Lungenentzündung zu und starb bald danach.

Unser neuer Lehrer hieß Rudolf Höhr. Er ehelichte auch bald eine Prudnerin namens Sara Weprich, deren Elternhaus gegenüber dem Rathaus stand. Lehrer Höhr widmete sich auch der musischen Unterweisung der Schüler und lehrte sie verschiedene Instrumente spielen. Seine Musikschüler waren Julius Bloos, Georg Botschner, Friedrich Leutner, Andreas Zakel und Michael Bloos (meine Wenigkeit). In Pruden gab es drei Nachbarschaften, die zur Faschingszeit jede eine Musik benötigte. Gewöhnlich spielte in unserer Nachbarschaft die Zigeunerkapelle mit der Violine zum Tanz auf. Bald jedoch verdrängten wir die Streicher und die dritte Nachbarschaft war sehr stolz auf ihre Blaskapelle, deren Gründer unser Herr Lehrer Höhr war.

In Pruden gab es zwei Tränken für das Vieh: eine befand sich „of dem Plotz“, am „Ronnebronnen“, die andere in der „Kompestan“, am „Tschorrelbronnen“. Dieser Brunnen hatte besonders gutes Wasser. Die Dorfbewohner schätzten es sehr, weil es so erfrischend war und köstlich schmeckte und weil man darin leicht und schnell Bohnen kochen konnte.

Auf der Prudner Gemarkung (Hattert) gab es viele Quellen, deren Wasser im Sommer den Bauern Erfrischung brachten. Im Frühling mussten die Burschen alle diese Quellen reinigen, so dass sie in Ordnung waren und man das Wasser trinken konnte.

Es gab auch eine kleine Wassermühle, die lag am Prudner Bach etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt. Der Müller hieß Joschka und er holte das Getreide von den Leuten ab und brachte es dann gemahlen wieder nach Hause. Der Müller hatte zwei Kinder, Rosa und Joschka. Der Sohn war so alt wie ich und er kam von der Wassermühle jeden Tag zur Schule.

In den Familien hatten die Kinder eine Aufgabe: sie mussten immer vor dem Essen und

abends vor dem Schlafengehen beten:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast
und segne, was du uns bescheret hast.“

„Müde bin ich, geh zur Ruh,
schließe beide Äuglein zu.
Vater, lass die Augen dein
Über meinem Bette sein..
Amen.“

Ich erinnere mich, als ob es erst gestern gewesen sei, wie zu Neujahr die Kinder in den Garten gingen und riefen: „Freut euch, ihr Bäume, das neue Jahr ist gekommen!“ Im Spätherbst hatte man aus Stroh Bänder geflochten und sie um die Baumstämme gewickelt. Darin suchten schädliche Insekten Schutz vor Kälte im Winter. Im Frühling wurden diese Bänder von den Bäumen entfernt und verbrannt. So bekämpfte man die Schädlinge und das umweltschädliche Spritzen wurde vermieden.



Soldat Michael Bloos

Im Jahre 1939 war ich Rekrut. Zusammen mit zwei anderen Kameraden, Georg Botschner und Friedrich Leutner, wurden wir gefragt, ob wir bereit seien, in einer Blaskapelle mitzuwirken. Wir waren darüber natürlich sehr erfreut. Mit Kameraden aus Scharosch und Halvelagen bildeten wir eine Kapelle von 20 Bläsern. Leider konnten wir uns der Musik nicht lange erfreuen, denn im Juni ging es an die ungarische Grenze, von da in die Bukovina, bis der große Krieg mit Russland anfang. Statt des Blasinstruments bekam ich nun ein Maschinengewehr in die Hand. Wir befanden uns in den Weiten des Kaukasus. In der Hafenstadt Batumi fing der Rückzug der Truppen über das Schwarze Meer an. Auf der Halbinsel Krim wurden wir noch kurz eingesetzt. Die Russen landeten im Dezember 1943 nördlich von uns. So waren wir eingekesselt. Wer von Anfang an im Krieg eingesetzt worden war, bekam 1944 Heimaturlaub.

Zu Hause angekommen, heiratete ich nach Großlasseln. Die Prudner waren ein freundliches Völkchen. Das konnte man auch an den Sonntagen immer wieder sehen, wenn wir von Lasseln nach Pruden mit der Kutsche in den Gottesdienst gefahren

kamen. Nach dem Gottesdienst begrüßten uns alle Prudner aufs herzlichste.

Erinnerungen zum Hanfanbau

Der Hanf wurde dicht gesät, damit er dünn wachse. Je dünner der Hanf war, desto wertvoller war er. Wenn er reif war, wurde er gepflückt und in Bündel (Reist) gefasst. Dann wurde er getrocknet und durch Klopfen von seinen Blättern befreit. Die Spreu

verwendete man als Futter für die Schweine. Die Hanfbündel wurden ihrerseits zu größeren Einheiten (Buißen) zusammengefaßt, und zum Rösten in die Kokel geführt. Der Hanf wurde an Pfosten, die man in den Boden des Flusses rammte, befestigt, mit Stroh und Kies und Erde beschwert, bis der Hanf ganz im Wasser lag. Immer lauerte die Gefahr, dass Hochwasser die gesamte Hanfernte wegschwemmte. Am 9. Tag wurde der Hanf gewaschen. Dabei stand man den ganzen Tag im Wasser. Wenn es vorkam, dass gerade schlechtes Wetter war und es den ganzen Tag regnete, wusste man, dass man nach dieser schweren Arbeit krank wurde. Der Hanf wurde dann, geröstet und gewaschen, nach Hause gefahren und getrocknet. Anschließend wurde er gebrochen, geschlagen und schließlich durch ein Nagelbrett (Hechel) gezogen, so dass nur die schönen, langen Fasern übrigblieben. Im Winter wurde der Hanf von unseren fleißigen Frauen an den Rocken gebunden und gesponnen. Danach wurde das Garn auf den Webstuhl gespannt. Mit seiner Hilfe entstanden daraus Textilien für Unter- und Bettwäsche, für Hemden, Hosen und Jacken und Säcke.

Waschtag in Pruden

Da es damals noch keine Waschmaschinen gab, wurde die schmutzige Wäsche gesammelt und in einen großen Bottich gelegt, der auf einem Schragen stand. Zu oberst befand sich ein Leintuch mit Asche. Darüber schüttete man heißes Wasser. Unten sickerte die Lauge durch den offenen Spund in einen kleineren Holzbottich. Einen ganzen Tag lang wurde dieser Kreislauf wiederholt. Dann karrte man den großen Bottich mit der von der Lauge durchweichenden Wäsche an den Bach, wo die Wäsche auf einem Waschstuhl geklopft und anschließend im kalten Wasser des Baches reichlich gespült wurde. So sahen damals die Waschtage aus. Immer waren mehrere Frauen am Werk. An solchen Tagen gab es gewöhnlich weiße geriebene Bohnen mit Speck zum Mittagessen. Mit einem Gläschen Wein rundete man die Mahlzeit ab. Und das war ein erstklassiger Wein!

Treibjagd

Immer wieder kamen im Herbst Herrschaften aus Bukarest in unsere Gegend und veranstalteten Treibjagden. So geschah es auch im Herbst des Jahres 1946. Von einer Seite des Waldes mussten Männer des Dorfes das Wild den Jägern vor die Büchsen treiben. Dabei musste man darauf achten, dass man sich nicht in der Schusslinie der Jäger befand. Ein Zigeuner – Rupa Marzi hieß er – war auch als Treiber beschäftigt. Seine Nebenabsicht jedoch war, ein erlegtes Wild selber nach Hause zu tragen. Deshalb verschwand er immer wieder in den Büschen, um auf die günstige Gelegenheit zu warten. Da er sich jedoch in dem Busch nicht ruhig verhielt und von den Treibern ziemlich abgekommen war, vermutete ein Jäger, in dem Busch sei ein Eber versteckt, feuerte mehrere Schüsse und tötete Marzi. Es war ein großes Elend. Er hinterließ vier Kinder und der Jäger wurde freigesprochen.

Dieses sind einige Erinnerungen, die ich gerne weitergeben möchte. Wir wanderten 1987 in die Bundesrepublik aus und sind froh, dass wir unseren Lebensabend hier verbringen dürfen.

Michael Bloos / Drabenderhöhe 2008

Lieber Herr Geddert,

26.01.2009

hier schicke ich Ihnen die versprochenen Filme meines Bruders. Ich meine, die schwarze Kassette müsste die Ihrige sein, weil sie anders aussieht als die übrigen. Ich glaube, in Heidelberg sind noch mehr bespielte Filmrollen, weil ich einige hier vermisste. Was sie zeigen, weiß ich nicht, vermutlich mehr private Dinge. Auf einem Film sind mein vor über 30 Jahren verstorbener Vater und zwei andere Sachsen zu sehen. Im April bin ich in Heidelberg und kann nach den Kassetten sehen. Deshalb möchte ich nach Ostern gern auf Ihr Angebot zurückkommen, mir daraus CD-Roms brennen zu lassen. Ich könnte mir gut vorstellen, dass in Heidelberg noch mehr Filme über Prudener Treffen dabei sind, weil ich Ihnen jetzt nur drei verschiedene Jahre schicken kann. Mein Bruder hat sicherlich viel mehr gefilmt. Sie erzählten mir, dass im Prudener Buch etwas von meiner Tante Ziri drinstehen wird. Ob es wahre Begebenheiten sind oder eine Erzählgeschichte, weiß ich nicht. Eine ganz kleine wahre Geschichte von und über meinen Vater Karl Plachta, geb. 1909, kann ich Ihnen hier erzählen. Vielleicht ist sie für Sie und das Buch interessant:

Eines Tages hatte mein Vater keine Lust, zur Schule zu gehen. Er schwänzte den Unterricht. Der Lehrer fragte ihn am nächsten Tag, warum er nicht zum Unterricht gekommen sei. Mein Vater sagte ihm ganz selbstbewusst: „Ich hatte keine Zeit; ich musste die Glücke hüten.“ Oder mein Onkel Misch (Michael Plachta) erzählte mir Mitte der siebziger Jahre beim Besichtigen der Prudner Kirche, dass er einmal eine Braut nach der Trauung in den Kirchturm entführt habe. Dass er sie dort auch noch küsste, hatte ihn über vierzig Jahre später noch köstlich amüsiert.

Vor mir liegt ein Kochbuch aus dem Jahr 1900 meiner Großmutter Katharina Plachta, geb. Geddert. Es heißt: „Die Siebenbürgische Küche“. In jener Zeit lebten die Menschen viel einfacher als in unserer heutigen modernen „Überflussgesellschaft“. Und doch stehen in dem Kochbuch viele außergewöhnliche Gerichte, die heute niemand mehr kocht und die man zum großen Teil in normalen Büchern nicht findet. In sehr guten Restaurants kann man sich das eine oder andere Gericht gelegentlich bestellen. Unter der Überschrift „Geflügel und Wildbret, Abstechen und Herrichten“ steht zum Beispiel: Gefüllte Hühner, Gespickte Gansleber, gefüllter Indian (Truthahn), Auerhahn, Birkhuhn, Fasan, Rebhühner, Gebratene Schnepfen, gefüllte Tauben, Wachteln, Bärenfleisch. Das letzte mit dem Bärenfleisch finde ich am lustigsten; denn wer hat so was schon mal bei uns gegessen!

„Das Bärenfleisch ist grobfaserig und hat einen süßlichen Geschmack. Ein gut abgehäutetes Stück wird wiederholt gründlich gewaschen und mit heißer Beize übergossen. Die Beize besteht aus blättrig geschnittenem Gemüse, Pfeffer, Wacholderbeeren, Koriander und Thymiansamen, 1/4 Liter rotem Wein, 12 Liter Essig und einem Liter Wasser. Das wird alles eine halbe Stunde gekocht und ausgekühlt über das Fleisch gegossen, worin es unter täglichem Umwenden mehrere Tage liegen bleiben muss.

Bei der Zubereitung wird das Fleisch gesalzen und gepfeffert, in heißes Schmalz gelegt und unter Zuguss von Beize weich gedünstet. Man serviert Hagebutten- (Hetschempetsch) oder Berberitzen-Sauce dazu und garniert den Braten mit Kartoffelbögen.“

Sicherlich möchte einer Ihrer Leser dieses köstliche Bären-Gericht nachkochen, falls sich ein Jäger findet, der ihm einen Bären schießt.

Mit freundlichen Grüßen

Heidrun Schmidt-Plachta / Wedemark

Das erste Brot

Einmal soll Pruden ganz abgebrannt sein. Das Feuer war in der Mitte der Gemeinde ausgebrochen und breitete sich mit Windeseile nach allen Richtungen aus. Bei der Einfahrt in den Ort stand rechts ein kleines Haus, in dem wohnte ein altes Ehepaar. Als die lodernen Flammen von Dach zu Dach liefen und bereits nach dem Häuschen der alten Leute griffen, stieg der alte Mann mit einem Brot auf den Dachfirst und gebot damit dem Feuer einzuhalten. Er hob das Brot in die Höhe, machte damit ein besonderes Zeichen, worauf die Flammen plötzlich kleiner und immer kleiner wurden, bis überall jedwelcher Funke erlosch. Das Brot, das der Mann aufs Dach mitgenommen hatte, war jenes, das seine Frau beim Backen als erstes in den Backofen geschoben hatte. Es war bezeichnet, so dass er es gleich erkannt hatte.



Bäuerin beim Brot backen aus der Bistritzer Gegend

Auch meine Grossmutter kennzeichnete das erste Brot, das sie in den Ofen hineintat. Mit einem Messer stach sie in das aus Teig geformte Brot, das Zeichen, mit dem das erste Brot gezeichnet wurde, war ein einfaches Kreuz, ehe dies mit der Ofenschüssel in den Backofen geschoben wurde. Dies Brot wurde als letztes angeschnitten und gegessen.

Jedes frische Brot das angeschnitten wurde, wurde mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Es sollte ein gesegnetes Brot sein und bleiben.

Meine Mutter, die mir diese Begebenheit erzählte, meinte, dass die Alten dies Brot deshalb aufbewahrten, um sich damit bei Feuergefahr zu schützen.

(Erzählt im Jahre 1985 von Sara Plachta, 72, aus Elisabethstadt)

(gezeichnet von Friedrich Schuster)

Aus: „Neuer Weg“, vom 4. Juli 1987

Kurze Chronik der denglischen Verwandtschaft Michael Dengel

Unsere Verwandtschaft hat drei Wurzeln: eine prudnerische (Keul, Zakel, Geddert, Leutner, Botschner, Weprich, Tatter usw.), die lasslerische (Dengel) und die dunnesdorferische (Binder).



Thomas Keul

Der gemeinsame Stammvater der Familien Binder und Weprich (of dem Plotz) ist Thomas Keul, der während der Revolutionsjahre von 1848/49 Bürgermeister in Pruden war und als solcher mit den Vertretern des durch Pruden ziehenden russischen Heeres verhandelte. Dieses war gerufen worden, um die ungarische Revolution niederzuschlagen. Es kam wie bekannt bei Weißkirch / Schäßburg zur Schlacht, in der die Freiheitskämpfer besiegt wurden und der große ungarische Dichter Sandor Petöfi (1823-1849) sein junges Leben ließ.

Aus Furcht vor dem fremden Heer hielten sich Frauen und Kinder von Pruden in den Wäldern versteckt, auch die Frau und die beiden Töchter von Thomas Keul. Aus dem Versteck hatte die Mutter meiner Großmutter, damals ein kleines Mädchen, beobachtet, dass die Pferde der Soldaten mit schönen bunten Maschen geschmückt waren. Ohne ihrer Mutter etwas zu sagen, lief sie zurück ins Dorf zu ihrem Vater,

der „auf dem Plotz“ mit den Offizieren verhandelte. Sie ergriff seine Hand und begann zu flehen, sie müsse unbedingt so eine Masche für ihren Rocken haben. Ihr Vater soll vor Schreck fast umgefallen sein, als er merkte, dass seine Tochter neben ihm stand. Der Soldat habe jedoch schnell verstanden, was das Mädchen wollte, und habe ihr die begehrte Masche geschenkt.

Thomas Keul war ein weitgereister und wohlhabender Mann. Er besaß mehrere Höfe und ließ auch das Haus Nr. 6 bauen, das später Hans Keul, der Müller („Mellner Hans“) kaufte. Aus seiner Ehe mit Sofia Keul, geb. Tatter, gingen zwei Töchter hervor: die ältere heiratete einen Weprich („of dem Plotz“), die andere, Sara Keul (1841-1923), heiratete Martin Binder (1837-1889), der aus Dunnesdorf stammte und sich der Dezimierung der männlichen Bevölkerung von Dunnesdorf auf dem Ufer der Kokel durch die Ungarn (es war ein Attentat auf diese verübt worden) entzogen hatte, indem er sich vom Ufer in die Kokel hatte fallen lassen. Diese hatte er schwimmend überquert, war im Dickicht in Deckung gegangen und hatte sich nach Pruden abgesetzt. Seiner Ehe mit Sara Keul, Tochter des Thomas Keul, entstammt unsere Großmutter, Katharina Dengel, geb. Binder (1879-1962). Sie erblickte das Licht der Welt auf dem binderischen Hof Nr. 2.

Der Stammvater der Familie Dengel kommt aus Großlasseln. Er hieß Michael Dengel



Michael Dengel

(1830-1906) und kam als Kantor nach Pruden, unterrichtete an der Unterstufe und half dem Pfarrer. Er heiratete eine Prudnerin namens Sara Leutner/Leitner (1839-1889).

Dieser Ehe entsprangen drei Kinder: Sara Dengel (geb. 1857). (Diese heiratete einen Alischer namens Michael Paul. Deren Kinder hießen Sara, Katharina und Franz, der Pfarrer wurde. Die ältere Tochter heiratete einen Lukas Keul („Orjenist“). Sie hatten folgende Kinder: Sara, Karl, Albert und Lukas. Die zweite Tochter heiratete einen Alischer namens Franz. Ihrer Ehe entstammt Michael Franz, genannt „Durlerer“), Katharina Dengel (1860-1945), verheiratete Schuller („die Schiller-Gued“) und Michael Dengel (1870-1946), unser Großvater. Er war ein Spätkind. Da seine Mutter früh erkrankte und auch bald starb, verbrachte er seine Kindheit in der Familie seiner Tante mütterlicherseits, die auch eine geborene Leutner war, „die Orjeniste-

Gued“. Hier wuchs er wohlbehütet auf. Der „Orjeniste-Pot“ empfahl meinem Großvater, in Kleinlasseln das Orgelspielen zu erlernen. Nach der Lehre war Michael Dengel viele Jahre in Zendersch als Organist tätig. Auch betreute er die Adjuvanten und legte so den Grundstein zu der so fruchtbaren musikalischen Tradition in Zendersch, die bis in unsere Tage gereicht hat.

Nach seiner so erfolgreichen Zeit im Nachbardorf kehrte er schließlich wieder nach Pruden zurück und heiratete Katharina Binder, unsere Großmutter (1879-1962). Sie hatten neun Kinder: Katharina (1896-1987), Michael (1898-1985), Ida (1900-1976), Elisabeth (1902-1991), Sara (1905-1972), Rosina (1906-1975), Albert (1909-2000), Martin (1911-1985) und Sofia (1914-2001).

Unser Großvater war der erste Organist der Orgel in unserer neuen Kirche und hat diesen Dienst viele Jahre hindurch versehen. Leider habe ich persönlich nie das Vergnügen gehabt, sein Orgelspiel zu hören. Als wir viele Jahre später auf der Ferm „äm Sächler“ arbeiteten, erzählte mir der „Lange-Pot“ voller Bewunderung, wie virtuos unser Großvater – mit Händen und Füßen – die Orgel spielte. Sein Anspiel zu den Chorälen und die Musik zum Ausklang des Gottesdienstes seien erhebend und auch für ihn selber – er war ja Adjuvant - unvergeßlich geblieben. Michael Dengel hat in seinem Leben viele Organisten ausgebildet. An den letzten kann ich mich auch noch erinnern: es war Georg Bell, ein Zenderscher. Außerdem bekleidete mein Großvater viele Jahre das Amt des Bürgermeisters von Pruden.

Unsere Großmutter war in vielen Hinsichten eine bemerkenswerte Frau. Sie schreckte auch vor Männerarbeit nicht zurück. So hat sie sogar die Sense geschwungen, wenn ihr Mann krank oder verhindert war. Bei großen Kirchenfesten stand sie der Küche vor und sorgte dafür, dass alles wohlschmeckte und jeder satt wurde. Nach den vielen Hochzeiten, die sie für ihre Kinder ausrichten musste, hatte sie Erfahrung und Augenmaß. Wie alle unsere Frauen kannte sie die Arbeiten jeder Jahreszeit: die Weinbergsar-



Lukas Keul und Sara Keul, geb. Paul

beit, das Spinnen und Weben. Wie beschämend ist unsere heutige Einseitigkeit und Unbeholfenheit.

Die Nachkommen unserer Großeltern, Enkelkinder, Urenkel und Ururenkel nahmen am Dengel-Treffen teil. Es gibt heute den deutschen und den amerikanisch/kanadisch/mexikanischen Zweig der Dengel-Nachkommen.

Im Jahre 1923 entschlossen sich Michael und seine Frau Sara, geb. Keul, (1904-1999), nach Amerika auszuwandern, weil unser Onkel aus dem Ersten Weltkrieg mit der Überzeugung nach Hause gekommen war, dass in Europa immer wieder Kriege ausbrechen würden.

Obwohl ihre Eltern von ihren Plänen

gar nicht begeistert waren, verließen sie die alte Heimat mit der Hoffnung, in Amerika ein neues und besseres Leben aufbauen zu können. Da sie für die Vereinigten Staaten jedoch kein Visum erhielten, mussten sie mit Mexiko vorlieb nehmen. Die ersten Jahre waren hart und voller Entbehrungen. Wie wir wissen, haben sie es später doch zu etwas gebracht. Ihrer Ehe entsprangen drei Kinder: Michael (1929-1999), Frida (geb. 1933) und Hilda (geb. 1935). Da in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Mexiko linke Regierungen herrschten und die Sicherheit nicht mehr gewährleistet war, übersiedelten Onkel und Tante nach Kalifornien, wo schon die beiden Töchter, mit Amerikanern verheiratet, lebten. In Mexiko blieb Sohn Misch und seine Familie zurück. Da Betty, seine Frau, Mexikanerin ist, durfte er einige seiner Farmen behalten. Misch wurde wiederholt bedroht und schließlich entführt. Sicherlich haben auch die Folgen dieser Entführung



Michael Dengel und Sara Dengel, geb. Keul

zu seinem frühen Tod beigetragen. Misch und Betty haben drei Söhne: Miguel (er hat seinerseits vier Kinder: einen Sohn und drei Töchter), Carlos (er hat sechs Söhne) und Eric (er hat vier Kinder). Frida und Hilda, unsere beiden Kusinen, haben je vier Kinder und inzwischen, wie man auf dem Foto sehen kann, viele Enkelkinder.



Goldene Hochzeit von Michael Dengel und Sara Dengel mit Kindern, Enkel- und Urenkelkinder



*Vordere Reihe v.l.n.r.: Katharina Dengel mit Sofia, Rosina, Albert, Martin, Sara und Michael Dengel
Hintere Reihe v.l.n.r.: Elisabeth, Katharina, Ida und Michael Dengel*



*Vordere Reihe v.l.n.r.: Christine Dengel, Rosina Zikeli, Elisabeth Keul, Katharina Weprich,
Katharina Dengel, Robert Dengel, Ida Dengel, Sara Zakel und Elfriede Dengel
Hintere Reihe v.l.n.r.: Georg Zikeli, Hans Keul, Friedrich Weprich, Michael Dengel,
Martin Dengel, Katharina Zakel, Sofia Dengel und Sofia Franz*



v.l.: Betty Keul, Michael Dengel, Frida Keul, Sara Dengel, Betty Keul und Michael Keul



v.l.: Michael Keul, Georg Geddert, Hans Keul, Frida Dengel, Martha Geddert und Betty Keul

Vom kanadischen Zweig unserer Verwandtschaft nahmen am Treffen nur Betty Keul, Tochter unseres Veters Michael Keul, und ihre beiden Kinder Mike und Jennifer teil. Obwohl Betty in Kanada aufgewachsen ist, hat sie Hans Keul, Sohn einer anderen alten Prudner Familie, die der Krieg nach München verschlagen hat, geheiratet. Sie lebt immer noch in München.

Michael Dengel

Das Dengel-Treffen und unsere anschließende Reise nach Pruden Michael Dengel

Anlässlich des 70. Geburtstags meines Bruders Martin bekundeten mehrere Teilnehmer das Interesse an einem erweiterten Verwandtschaftstreffen, an dem möglichst alle



Treffen 2007

Nachkommen unserer Großeltern, Michael und Katharina Dengel, teilnehmen sollten. Da auch unsere Verwandten aus Mexiko und Kalifornien schon lange an ein solches Treffen gedacht hatten, wurde bald ein Termin gefunden: 20., 21., 22. Juli 2007. Ort des Treffens: „Zum Goldenen Ritter“ in Vorderbüchelberg, ein beschauliches Dorf in den Löwensteiner Bergen. In diesem Lokal finden viele Siebenbürger Treffen statt. Aus Amerika reisten meine zwei Kusinen Frida und Hilda mit ihren Familien an. Aus Mexiko kam der älteste Sohn meines leider schon verstorbenen Veters Misch mit seiner Siebenköpfigen Familie. Die „Deutschen“ waren natürlich in der Überzahl. Bei der großen Anzahl der Teilnehmer (beinahe hundert) fiel es einem nicht leicht, alle Leute einzuordnen. Die polyglotte Gesellschaft (man sprach deutsch, englisch, spanisch, sächsisch und rumänisch) kam sich schön langsam näher. Die Freude des Wiedersehens und des Kennenlernens war groß. Die „Amerikaner“ erfreuten sich der idyllischen Dorflandschaft und alle Teilnehmer sprachen dem köstlichen Baumstriezel zu, den Ralph Dengel mit seiner Frau Maria und mit seinen Eltern vor aller Augen herstellte. Am Montag, dem 23.07., traten die „Amerikaner“ zusammen mit mir, unserem Vetter Fritz Weprich, meinem Bruder Martin samt seiner Familie die Reise nach Pruden an.

Wir wohnten im „Dracula Hotel“ in Dunnesdorf und wir verbrachten leider nur einen Tag in unserem geliebten Pruden. Wen wundert es, dass wir uns längere Zeit in der schön renovierten Kirche aufhielten! Kareen, Fridas Tochter, spielte mehrere wohlbe-



v. l.: Emilie, Michael, Uwe, Karin, Robert, Elisabeth, Robert, Maria & Ralph Dengel

kannte Choräle (u.a. „Nun danket alle Gott“) auf der Orgel, die unser Großvater so lange Jahre als Organist gespielt hatte. Anschließend erfolgte der Gang zum Friedhof, wo wir auch das Grab unserer Großeltern aufsuchten. Für das leibliche Wohl sorgte das freundliche Hausmeisterehepaar der Kirche und des Pfarrhauses mit wohlschmeckenden Krapfen, Kaffee und gekochtem Mais. Wir durchstreiften das Dorf und blieben immer wieder vor Häusern oder Hofstellen stehen, um von der alten Zeit zu erzählen. Am nächsten Tag fuhren wir nach Schässburg, Groß-Lasseln (von dort stammt unser Urgroßvater) und BIRTHÄLM, wo wir die wunderschöne Kirchenburg aufsuchten. Am Freitag, dem 27.2007, traten wir schon die Heimreise an und am Nachmittag sahen wir Hermannstadt, die Europäische Kulturhauptstadt 2007. Auf unserem Reiseplan stand noch die Besichtigung dreier Hauptstädte: Budapest, Wien und Prag. Nach den Stadttouren mit kundigen Reiseführern blieb genügend Zeit für individuelle Unternehmungen. Dabei kam weder Kultur noch Unterhaltung zu kurz. Als wir nach der Besichtigung der Prager Burg unseren Bus bestiegen, um nach München zu fahren, hörte ich, wie meine Kusine sagte: „Es war alles wunderbar, doch am schönsten war es in Pruden.“ Wenn das kein Bekenntnis ist!

Michael Dengel

Die andern werden älter

Die Menschen meiner Altersgruppe haben sich verändert. Sie sehen alle viel älter aus als ich. Kürzlich traf ich einen Schulkameraden, der so gealtert ist, dass er mich nicht erkannt hat. Als ich heute morgen meine Haare kämmt, dachte ich an den Ärmsten, und als ich mich im Spiegel sah, stellte ich fest, dass Spiegel nicht mehr das sind, was sie einmal waren.

Vieles ist anders als früher. Es ist zwei Mal so weit bis zum Park und nun auch noch ein Berg dazwischen. Es kommt mir so vor, als würden sie die Treppen heute steiler machen. Und ich habe längst aufgegeben, zum Bus zu rennen – der fährt jetzt schneller weg als früher.

Zeitungen zu lesen fällt jetzt schwerer, weil sie die Schrift verkleinert haben. Es hat auch keinen Sinn, jemanden zu bitten, etwas vorzulesen, denn jeder spricht so leise, dass man ihn kaum hört.

Die Klamotten sind neuerdings so eng geschneidert, besonders um die Hüften. Es fällt mir immer schwerer, mich zu bücken, um meine Schuhe zu binden.

Auch glaube ich, dass das Jahr nicht mehr, wie früher, 365 Tage hat. Hat der Tag noch 24 Stunden? Ein Freund hat seinen Rentneralltag einmal so beschrieben: Morgens um 7 Uhr läutet der Wecker, kurz darauf beginnt die Tagesschau. Wartezimmer beim Arzt sind mir fast so vertraut wie mein Wohnzimmer. Unlängst wollte ich meinen Fernseher anmachen, aber wo der steht, da saß ein anderer Patient. Vor wenigen Wochen hat ein Arzt meinem Nachbarn, der nur zwei Jahre älter ist als ich, gesagt, in seinem Alter lohne sich diese Operation nicht mehr.

Ich könnte noch viele Dinge aufzählen, wenn sie mir nur einfallen würden.

Aber eines freut mich und zeigt mir, dass ich doch noch nicht so alt bin. Ich bin unverändert kontaktfreudig und lerne jeden Tag neue Menschen kennen. Einige von denen sagen mir allerdings, sie würden mich schon lange kennen?!

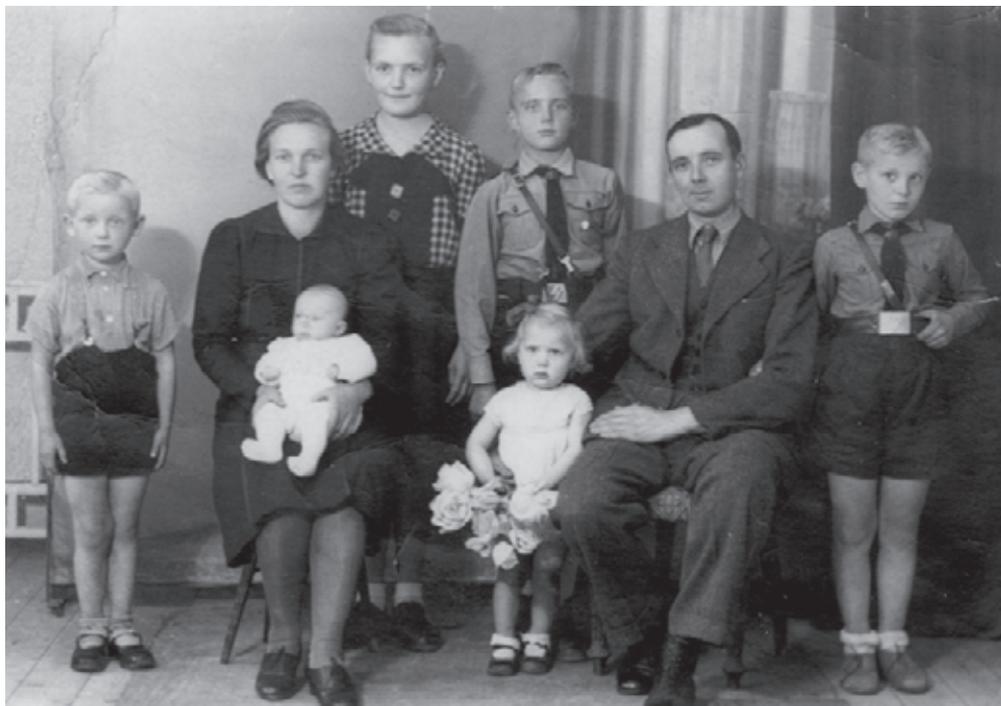
Im Laufe der letzten Jahre habe ich festgestellt, dass Karl Valentin recht hat mit seiner Aussage: „Die Zukunft war früher auch besser.“

Aus: Nürnberger Nachrichten, 2008

Ein gutes Stück Heimat **Rehner Nora**

Wenn ich meine Vergangenheit genießen möchte, dann erinnere ich mich an die Zeiten, die ich in Pruden verlebte. Ich bin 1943 in einer Großfamilie in Elisabethstadt geboren, als das sechste Kind von Heinrich Rehner und Regina Rehner, geborene Keul. Damit ich das letzte Kind in der Familie bleibe, wollte mein Vater unbedingt, ich solle auch Regina heißen, wie die Mutter. Meine Mutter ist eine geborene Prudnerin. Ihr Opa, mit Namen Keul, wohnte gegenüber der Kirche, wo er die Orgel spielte. Die Mutter hat meinen Vater in Bukarest kennengelernt, wo sie Guvernante für deutsche Sprache war. In Pruden kaufte sie mit Ihrem Geld ein Elternhausteil, wo sie zusammen mit meinem Vater und vier Geschwister wohnte.

Mein Vater, ein gelernter Schmiedemeister, hatte seine Werkstatt nicht weit von unserem Haus. Aus wirtschaftlichen Gründen sind meine Eltern mit den Geschwistern von Pruden nach Elisabethstadt umgezogen und haben in einer Wohnung als Mieter der Evangelischen Kirche gelebt.



Familie Rehner 1943

Die Deportation unseres Vaters nach Rußland im Jahre 1945 erschütterte uns alle. Die große Familie existierte nun nicht mehr. Ich bin ohne Vater, ohne Brüder (die überall verstreut waren) und ohne einen lebenden Opa großgewachsen. Ich hatte aber großes Glück mit meiner „guten Motter“- meiner Gruiß - , Fikagued und Ziri und das es überhaupt ein Pruden gab (Mutter, Oma, Tante und Cousine).

Hier in Pruden trank ich das beste Wasser und aß das beste Brot, was es auf dieser Welt überhaupt gegeben hat. Und dann die Taufen und Hochzeiten mit Tradition und Tracht, mit Geschnittendeichsupp (Suppe mit Teigwaren) und Hanklich (Sächsisch Kuchen). Ich fragte mich immer als Kind, wie die Suppe so gut schmecken könne? Jetzt weiß ich es: Weil man von den vielen freilaufenden Hühnern alles mitkochte, inklusiv der Füße. Ich aß in Pruden öfters weisse Bohnen mit Palukes (Maisbrei) und milchsauer vergorenes Sauerkraut - ein hochwertiges Essen, wie ich später in Deutschland als Gesundheitsberaterin erfahren habe.

Dann erlebte ich in Pruden so etwas wie eine Erleuchtung. Das kann man nicht so genau beschreiben, kann es auch nicht mit dem Willen steuern. Man erlebt sich als Ganzheit und fühlt sich verbunden mit der Natur und dem Universum. Man erlebt ein



Der Tschorlbronnen

unbeschreibliches Glück und fühlt sich als könnte man die ganze Welt umarmen ...

Ich war ein Kind und es war ein stiller sommerlicher Abend. Ich saß in der Dämmerung allein am Tschorlbronnen (Fließendes Quellwasser) und trank mit den Händen das kalte herrliche Wasser, mit dem ich so vertraut war. Die Kühe kamen auch durstig von der Weide zurück, satt von dem guten ungiftigen Gras. Sie tranken aus ihren Holztrögen wie gewohnt mit viel Begeisterung. Es war genug Wasser für alle da. Wir brauchten nichts mehr um glücklich zu sein. Der Tschorlbronnen fließt auch heute noch ohne Unterbrechung. Das herrliche Wasser kümmert sich um nichts. Es fließt bloß und wir fließen auch mit in dieser Welt. Alles fließt und alles ist Eins.

Ausklang:

Nütz den Augenblick Es gibt nichts Gutes
Dann hast Du immer Glück! Als man tut es!
Mit großem RESPEKT

Nora - Regina Rehner

Erinnern und nicht Vergessen **Helmut Höhr**

In der Adventzeit sieht man die Stadtmitte weihnachtlich geschmückt, die Kaufläden mit ihren bunten Weihnachtswerbungen und viele Menschen machen ihre Weihnachtseinkäufe. Jeder ist bestrebt seine Vorfreude auf Weihnachten in seiner Art und Weise zu gestalten. Reichlich werden Weihnachtsgeschenke gekauft, Christbäume werden aufgestellt. Erwartungsvoll wartet man auf den Heiligen Abend, auf das Weihnachtsfest. Wie freut man sich, wenn zu Weihnachten die Angehörigen der Familie zusam-

men kommen. Wie heißt es im Lied, das wir bei Weihnachtsfeiern gesungen haben? „Weihnachten, Weihnachten, bin ich bei Mutter zu Haus, wenn auch nur im Traum!“ Bei uns Siebenbürger Sachsen nimmt Weihnachten zur Jahreswende, als Fest der Freude, immer einen besondern Platz ein. Weihnachten ist auch ein Fest, das uns den Anlass bietet, sich an vergangene Zeiten zu erinnern. Unser Mitgefühl gilt vor allem den vielen Menschen die durch die Naturkatastrophen der letzten Jahre obdachlos geworden sind und in einer erbärmlichen Not leben. Die vielen gesammelten Spenden werden bloß helfen, ihre Not ein wenig zu lindern. Erinnern wir uns, aber auch an die Tage vom 14. - 16. Januar 1945, in denen eine große Not über unser Sachsenvolk hereinbrach, die auch als Katastrophe bezeichnet werden kann. Es war nicht eine Naturkatastrophe, sondern von Menschen durch den 2. Weltkrieg und seine Folgen verursacht. Friedliche Menschen, Jugendliche, Mütter und Männer wurden aus ihren Häusern herausgeholt und zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt. Wer von uns war nicht betroffen?

Kleine Kinder blieben bei weinenden Großmüttern, Tanten und Nachbarn zurück. Die Januar - Tage 1945 hinterließen unvergessliche Begebenheiten und Spuren, die man nicht so leicht vergisst. In Maldorf bei Elisabethstadt, vor dem Abtransport der Betroffenen, brachte eine Oma den kleinen Fredy zu seiner Mutter die ihn noch einmal stillte. Dieser Fredy war später mein Schüler. Seine Eltern sah er erst mit 15 Jahren wieder. Es war in der Ortschaft Stolzenburg, berichtet ein Heimkehrer. Als sie zum Abtransport nach Russland auf russische Lastwägen verladen wurden (getrieben wurden), hielt eine junge Mutter von Reußen, ihr einjähriges Kind fest an ihrer Brust. Ein rumänischer Soldat entriss ihr das Kind und warf es in die Menge der herumstehenden weinenden alten Frauen.

Es gab aber auch Fälle, die reine Menschlichkeit zeigten. Als die Betroffenen aus Johannisdorf sich zu Fuß in die Richtung Elisabethstadt, zum Sammellager aufmachten, liefen neben der Kolonne 6 weinende Kinder, das älteste 12 und das jüngste nicht 2 Jahre alt und riefen: „Mutter, Mutter!“ Dieser Ruf der Kinder, erweichte das Herz eines russischen Soldaten, der neben der Kolonne ging. Er rief die Mutter dieser Kinder heraus aus der Kolonne und sagte: „Geh zu deinen Kindern und Sorge auf sie!“ Am Vortag des Abtransports unserer Leute aus Elisabethstadt durften die zuhause Gebliebenen von ihren Angehörigen sich verabschieden. In den Lagerhof, der in einem Gymnasium war, ließ man für 15 Minuten immer eine Gruppe hinein. Darunter war mein Bruder (9 Jahre alt) und ich (14 Jahre alt). Ein russischer Offizier holte unsern Vater aus dem Schulgebäude und gab uns immer wieder zu verstehen, länger als die 15 Minuten zusammen zu bleiben. Beim Abschied, als Dank, bot unser Vater dem russischen Offizier Geld an, was er aber ablehnte. Er gab uns zu verstehen, zu Hause auch zwei Jungen in unserm Alter zu haben.

In Russland angekommen, wohnten und arbeiteten unsere Leute unter unmöglichen Bedingungen. Von den 30.000 Verschleppten aus Siebenbürgen, starben über 3.000. Heimweh und Sehnsucht nach ihren Lieben in der Heimat empfanden sie besonders in der Weihnachtszeit 1945, also vor 60 Jahren und haben ihre Gedanken in Versform festgehalten.

Pfarrer Andreas Türk (von Großkopisch) sammelte seine in Russland verfassten Gedichte in einem Büchlein: „Ein Schrei nach Freiheit“. Hören wir eine Strophe aus dem Gedicht:

„Weihnachten 1945“
Daheim in jenem alt vertrauten Raum
erstrahlt vielleicht wie einst der Weihnachtsbaum.
Doch bei der Weihnachtskerzen hellem Licht,
nur eine Frage aus der Kinder Augen spricht:
„Er ist nun da der lang ersehnte Tag,
wo Mutter, Vater nur so lange bleiben mag?“

Hören wir nun weiter wie die Stimmung bei den daheim Gebliebenen war:

„Weihnachten 1945 in Botsch“ (Ortschaft bei Sächsisch-Regen in Siebenbürgen)
Gedicht von Susanne Kräuter, geb. Hartig.
„Gott sieh gnädig unsere Not,
es fehlt uns unser tägliches Brot.
Das Kriegsjahr hat uns alles zerstört,
wo seid ihr doch alle, die ihr zu uns gehört ?
Verzweifelt fragt man Tag und Nacht,
doch keine Antwort folgt danach.
Ein Leitstern hilft uns weiter tragen,
die Hoffnung war es, sonst mussten wir verzagen.
Bedroht, voller Angst denkt man der Lieder,
so kehrest du frohe Weihnacht wieder.
Wie soll man sich freuen, wie wartet man dein?
Wir sind arm wie der Heiland im Krippelein.
Es gab kaum ein Kerzlein anzuzünden,
wo werden wir einen Tannenbaum finden?“

Die Lebensberichte der Heimkehrer lassen uns besonders nachfühlen, unter welchen Bedingungen sie Weihnachten in Russland erlebten. Willi Krempels von Scharosch bei Fogarasch berichtet :

Weihnachten in Russland war für mich immer die schwerste Zeit. Die Ursache dafür waren nicht nur Kälte und Hunger, sondern jetzt erwachten die alten Erinnerungen und das Heimweh. So entfernte ich mich einmal von der Baustelle und ging in einen Wald. Wie ich so in Gedanken versunken den Wald durchquerte, hörte ich eine Stimme rufen. Es war Petro, ein gläubiger Russe von der Baustelle. Er lud mich ein, mit ihm nach Hause zu gehen. Vor seinem Haus ließ er mich warten, ging hinein und brachte mir eine Zuckerrübe. „Ich habe auch nicht viel“ sagte er. Dann wünschte er mir frohe Weihnachten. Inzwischen war es Abend geworden. Ich kehrte ins Lager zurück und kochte mir die Rübe. Es wurde ein schöner Weihnachtsabend.

Frau Katharina Prediger - Depner aus Galt berichtet:

Am Heiligen Abend kam ich aus der Frühschicht, aus dem Schacht. Draußen war es eisig kalt. Trotzdem dachte ich an Weihnachten, an die Heimat, an die Lieben alle. Ich stand und schaute über die verschneiten Felder, ob ich nicht etwas zu essen fände.

Mit einer Freundin entdeckten wir eine Gärtnerei. Hier fanden wir gefrorene Krautblätter, die das Vieh übrig gelassen hatten. Wir erfuhren auf dem Weg zum Lager von einem Gottesdienst, aber ganz geheim. Vor Freude verging uns der Hunger, denn der Hunger der Seele nach dem Wort Gottes war größer und wichtiger. Danach kochten wir die Krautblätter und hatten unser Festessen zu Weihnachten.

Mein Vater hat als Verschleppter im Uralgebiet in Kungur, so lange er bei Kräften war, Lehrer von Beruf, Gottesdienste gehalten. Am 6. Dezember 1947 starb er den Hungertod. Er hatte keinen Zutritt zur Außenwelt. Von seinem Schlafraum ging er direkt in die Fabrik. Viele unserer Landsleute hatten in Russland ein ähnliches Schicksal.

Wenn man diese Lebenserinnerungen heute hört, stellt man sich die Frage: Soll man diese Zeiten stillschweigend übersehen und vergessen oder mit der jungen Generation darüber sprechen und hinweisen, wie der Glaube an Gott, unsere Landsleute in schweren Zeiten gestärkt hat und ihnen Mut machte um zu überleben?

Allen ist das Kirchenlied: „Von guten Mächten treu und still umgeben“ bekannt. Der Text wurde von Dietrich Bonhoeffer auch in in einer schweren Zeit als Gedicht verfasst, in der er auch bösen Mächten ausgesetzt war. Zum Jahreswechsel 1944/45 schrieb er im Gefängnis dieses Gedicht, das inzwischen weltberühmt geworden ist. Dietrich Bonhoeffer war einer der bedeutendsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhunderts. Berühmt wurde er vor allem wegen seines entschlossenen kirchlichen und politischen Widerstands gegen die Nazidiktatur.

Im April 1943 wurde er in Berlin verhaftet und am 9. April 1945, im Alter von 39 Jahren in Flossenburg hingerichtet.

Dieses Lied ist ein ganz eindrucksvolles Glaubenszeugnis . Mitten im Triumph der bösen Mächten verkündet es deren klägliches Scheitern. Letztlich sind Gottes Mächte stärker, sonst wäre dieses Gedicht im Kellergefängnis der Gestapo (Geheimpolizei) nicht entstanden. Dietrich Bonhoeffer stand fest im Glauben an Gott, so war ihm das Leben im Gefängnis erträglicher, obwohl er sein Ende erahnen konnte. Der feste Glauben an Gott hat auch unseren Leuten in Russland geholfen, Unrecht, Leid und Hunger zu überwinden. Dieser Glaube wird auch viele aus den Katastrophengebieten stärken, um in ihrer Not zu überleben.

Mit der letzten Strophe dieses Liedes von Dietrich Bonhoeffer möchte ich schließen:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und gewiss an jedem neuen Tag.“

13.Dezember 2005/ Rastatt Helmut Höhr

Anmerkung: Dieser Vortrag wurde bei der Weihnachtsfeier des Chores der Kreisgruppe Rastatt von mir gehalten.

Daniel und Sara Wolff **Trotz Entbehrungen - 60 gemeinsame Jahr**

Morgen, am ersten Weihnachtsfeiertag, begeht das Ehepaar Daniel Wolff und Frau Sara, geborene Zakel, in der Bruchsaler Hardtfeldstraße 17, das Fest der diamantenen

Hochzeit. Pfarrer Dr. Helmut Ulshöfer wird beim Weihnachtsgottesdienst in der Paul-Gerhardt-Kirche dem Jubelpaar den Segen geben; bedingt durch eine plötzliche Operation aber muss Sara Wolff nicht nur Weihnachten, sondern auch das Familienfest im Krankenhaus verbringen.

Das Jubelpaar hat ein schweres Schicksal hinter sich. Doch ihr Glaube an Gott gab ihnen immer wieder die Kraft, alles zu tragen, was ihnen auferlegt wurde. Sie sind nach der gut überstandenen Operation glücklich, überhaupt an diesem besonderen Hochzeitstag zusammen sein zu können auch wenn es am Krankenbett sein muss.



Familie Wolff 1940

Daniel und Sara Wolff sind Flüchtlinge aus Rumänien „Siebenbürger Sachsen“, deren Vorfahren 1246 auswanderten, als in Deutschland Notzeit herrschte. „Unsere Familie hat in Rumänien trotz allem immer nur deutsch empfunden...“, sagen beide. „Die deutsche Sprache war unsere Familiensprache und unser stark ausgeprägtes Deutschempfinden brachte unserer Familie in Krisenzeiten oft Schwierigkeiten.“ Daniel Wolff lernte seine Frau durch einen Freund beim „Martinsball“ in seiner Heimat kennen. Mit einem versonnenen Lächeln im Gesicht sagt er: „Es war Liebe auf den ersten Blick und schon einige Wochen später haben wir geheiratet.“ Beide sind in der Landwirtschaft aufgewachsen und besaßen einige Bauernhöfe. Daniel Wolff überließ seinen Hof seinen Geschwistern, zog zu seiner Frau, die Waise war und bewirtschaftete mit ihr den von ihren Eltern ererbten Bauernhof bis zur Enteignung, als durch den Zweiten Weltkrieg ihr Schicksal eine harte Wende nahm.

Beim Einmarsch der Russen 1945 wurden in Siebenbürgen alle deutschstämmigen Arbeiter zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt auch Daniel Wolff. Sara Wolff wurde zur gleichen Zeit nach Russland verschleppt, aus ihrem Zuhause abgeholt, ohne Rücksicht auf ihre drei kleinen Kinder, die plötzlich ohne die Mutter dastanden. Beide waren an verschiedenen Orten in Russland zur Zwangsarbeit gefangen: Daniel Wolff in einem Kohlebergwerk und Sara Wolff musste in einem Steinbruch harte Arbeit verrichten. Einer der glücklichsten Momente in ihrem Leben brachte ihnen jener Tag, als sie wieder nach Hause durften und sich plötzlich nach Jahren im Heimkehrerlager wiedersahen. Auf dem eigenen Hof durften sie nun nur noch eine kleine Kammer bewohnen und mussten für den Staat in der Landwirtschaft arbeiten.



Sara und Daniel Wolff 1988

Als die Zustände für sie immer unerträglicher wurden, flüchteten sie nach Österreich. Ihre Geschwister, die bereits hier ein neues Zuhause gefunden hatten, veranlassten, dass sie im Zuge der Familienzusammenführung nach Deutschland kamen.

*Seit 1973 lebt das Ehepaar Wolff in Bruchsal
Artikel aus „Badische Neueste Nachrichten“, 1988*

Franz Paul - ein Prudner Kind Elke Krempels

Als drittes Kind und einziger Sohn von Michael Paul und Sara , geborene Dengel, kam Franz Paul im Jahr 1886 in Pruden zur Welt.

Sein Vater starb sehr früh durch die Folgen eines Unfalls mit dem Wagen. Zu der Zeit sorgte manch eine Witwe für den Unterhalt der Familie mit dem Verkauf von eigenen Produkten. Seine Mutter ging zum Markt in Elisabethstadt und verkaufte dort den guten Büffelrahm.



Ihr Sohn Franz war ein strebsamer Junge und durfte das ungarische Gymnasium in der nächstgelegenen Stadt Elisabethstadt besuchen. Der Erzählung nach wurde er unterstützt von einer kinderlosen, lieben Kantor-Frau. Danach war er Stipendiat am Theologischen Seminar und konnte zudem einige Semester in Jena und Weimar studieren.

Dieses Bild zeigt Franz Paul als Seminarist in Hermannstadt. Als junger Prediger-Lehrer in der Nachbargemeinde Groß-Alisch gründete er mit Katharina Alischer seine Familie, aus der fünf Kinder hervorgingen. Sein beruflicher Weg führte ihn auch in andere sächsische Gemeinden.

Den Lebensabend verbrachte Franz Paul in seinem Haus in Schäßburg und verstarb dort 81-jährig. Als eine von den dreizehn Enkeln, die heute allesamt Bundesbürger sind, halte ich fest zu den Wurzeln im siebenbürgischen Pruden, aus dem beachtenswerte Menschen hervorgegangen sind.

Von Elke Krempels, geb. Paul,
Sindelfingen, Juni 2008

Zur Geschichte der Familie Menning Elfi Hartmann, geb. Menning

Was ich hier berichten möchte, weiß ich aus den Erzählungen meines Vaters Franz Menning. Sein Vater, also mein Großvater, hieß Peter Menning, geb. 28.06.1856, und stammte aus Zendersch. Seine Frau hieß Sophia Menning, geb. 25.03.1858, geborene Keul, verwitwete Tatter, stammte aus Halvelagen.

Mein Großvater hat einen Getränk Laden (Letchef) betrieben, und zwar auf dem späteren Hof von Franz Menning. Er soll auch die Getränke für das Einweihungsfest der Kirche gespendet haben. Meine Großeltern hatten folgende Kinder: Franz, Fritz, Andreas, Philipp und Peter.

Franz, mein Vater, behielt das Elternhaus, Fritz und Peter bewirtschafteten die anderen beiden benachbarten Höfe. Auf seinem Hof betrieb Fritz zeitweilig einen Gemischtwarenladen, lebte auch in Ploiesti, Kronstadt und Hermannstadt, wo er bei der Schwedischen Wegebaugesellschaft beschäftigt war. Peter, Vater von Rudolf Menning, starb kurz nach dem Ersten Weltkrieg an den Folgen einer Lungenentzündung, die er sich zugezogen hatte auf einer Fahrt in einem offenen Waggon, weil der Zug zu überfüllt war.



*Großeltern: -Peter Menning, geb. 28.06.1856 in Zendersch
-Sophia Menning, geb. Keul, 25.03.1858 in Halvelagen
(Witwe Sophia Tatter)
Söhne von links: Franz, Fritz, Andreas, Philipp und Peter*

Philipp machte eine Lehre in Wien, leitete dort eine Eisenhandlung, sammelte dort Spenden für den Bau unserer Kirche. Er kam immer wieder gerne nach Hause, auch zur Einweihung der Prudner Kirche und von ihm stammt auch das wohl erste berühmte Foto der Prudner Kirche, das er sogar als Postkarte drucken und vervielfältigen ließ. Onkel Philipp hat auch später im Zweiten Weltkrieg für Prudner eine wichtige Rolle gespielt, weil an ihn alle Frontsoldaten schrieben und er diese Nachrichten prompt weiterleitete, sei es nach Pruden oder an Soldaten, die an anderen Fronten standen.

Elfi Hartmann, geb. Menning

Mein steiniger Weg in die Freiheit

Helmut Tatter

Ich, Helmut Tatter, bin als Siebenbürger Sachse am 18.10.1958 in der Stadt Eisenmarkt in Rumänien geboren und aufgewachsen. Meine Eltern stammen beide aus Siebenbürgen. Meine Mutter Katharina aus dem Dorf Blutroth bei Karlsburg, mein Vater Georg aus dem Dorf Pruden bei Schäßburg. Meine Gruis hieß Sofia und sie war eine geborene Keul. Mein Gruisvouter hieß Johann (Hans) mit Nachnamen Tatter. Meine Greis hieß Katharina und sie war eine geborene Kast. Mein Gris hieß Stefan mit Nachnamen Leister. Jedes Dorf hatte seinen eigenen, deutschen Siebenbürger Dialekt. Mit meinen Eltern sprachen wir eine Mischung der beiden Dialekte, wobei der Prudner Dialekt dominierte. Der Prudner Dialekt, ist, wie seine Leute, etwas härter (hart aber herzlich); der Blutrother ist weicher, melodischer.



Helmut Tatter 1980



Familie Hans Tatter (Gruisvouter)

Die Prudner zeigten selten ihre Gefühle (es sei denn, Mut, Stolz und Zorn ist ein Gefühl?). In Blutroth hatte man kein Problem seine Gefühle zu zeigen. Die Blutrother haben ihre Gefühle quasi schon auf der Zunge und sie sparten nie mit Kosenamen wie: „mä Ruckesken, mänj Hasken, mänj Lawer, mänj Harzken, mä Galdan“ (mä und mänj beides Aussprachen für mein) (mein Täubchen, mein Häschen, mein Lieber, mein Herzchen, mein Goldenes). Ich fand das immer sehr lieb, wenn ich so herzlich angesprochen wurde und sogar heute noch durchströmt mich ein warmes, zärtliches Gefühl beim Klang dieser Kosenamen. Weil man in Blutroth mit dem Vorzeigen seiner Gefühle nicht sparte aber in Pruden damit geizte, dachte ich als Kind, die Prudner können mich nicht leiden. Andererseits übertrieben es die Blutrother, für meinen Geschmack, und gerne hätte ich so manchem Blutrother mal den Mund zugehalten (vor allem den Verwandten, die uns immer abknutschen wollten). In Eisenmarkt lernte ich draußen beim Spielen, von den Nachbarskindern, Rumänisch und auch ein paar Brocken Ungarisch und Griechisch. Ungarisch und Griechisch erkenne ich, auch wenn ich fast nichts verstehe, einfach am Klang, der Melodie dieser Sprachen. Hochdeutsch habe ich erst im Kindergarten und später in der Schule richtig gelernt. Mein Bruder Hans, der nur ein Jahr und zwei Monate älter ist als ich, ist am 11.08.1957 geboren. Eigentlich hätte er der Tradition nach, als erster Sohn, Georg wie unser Vater heißen sollen. Er heißt aber Johann (Hans) wie mein Gruisvouter. Ich hätte, nach der Regel die

bei meinem Bruder angewandt wurde, als zweiter Sohn eigentlich Stefan, wie mein Gris, heißen sollen aber meine Mutter fand Helmut Georg schöner (man höre und staune - damals war Helmut modern). Na ja, immerhin habe ich noch das „Georg“ von meinem Vater mitbekommen (das eigentlich meinem Bruder zustand). Ich hätte (aber mich hat ja keiner gefragt) lieber Stefan geheißt. Ich habe mich zwar nie geschämt Deutscher zu sein aber vor allem als Kind möchte man auch zum inneren Ring gehören und nicht immer „neamțule“ genannt werden. Mit Stefan hätten die Rumänen nicht immer gleich gehört und gemerkt, dass ich Deutscher bin (es gibt auch blonde Rumänen und den Vornamen Stefan gab's auch im Rumänischen). Der rumänische Sprecher in einem Hallenbad hatte, bei einem Schwimmwettbewerb, aus meinem Tatter, Helmut „Toader Mechmed“ gemacht (wahrscheinlich hatte er noch nie den Vornamen Helmut gehört oder noch wahrscheinlicher er war Legastheniker). Dafür wurde ich mindestens eine Woche von den anderen Jungs ausgelacht und Mechmed genannt. Aber immerhin habe ich heute die Vornamen von meinem Schwiegervater Helmut und meinem Vater Georg, eben Helmut Georg.

Bei den Großeltern in Pruden und Blutroth habe ich meistens meine Ferien und den schönsten Teil meiner Kindheit verbracht. Wenn ich Rumänien als meine Heimat betrachten würde (was ich aber nicht mache), dann wären es diese wunderschönen, idyllischen Dörfer meiner Großeltern, die in mir so etwas wie Heimatgefühle hervorrufen. Ich war ein eher ängstliches Kind. Mein Bruder, der nie Angst hatte (oder es nie zeigte) hat mich oft damit aufgezogen. Mein Vater (klar ein Prudner) hatte auch nie vor etwas Angst. Ich war ein Angsthase, wie meine Mutter und ihr Bruder, mein Onkel Stefan (schöner Name). Ich musste mich oft meinen Ängsten stellen und lernen meine Angst zu überwinden. Da ich eine extrem blühende Phantasie hatte, musste ich lernen diese zu zügeln um die Mücke als Mücke zu erkennen, nicht als Elefant, was meine Phantasie meistens daraus machte. Ich hatte, je älter ich wurde, gelernt Phantasiewelt und Realität besser zu trennen. Ich lernte mich dem Elefanten zu stellen, um zu erkennen, dass es nur eine Mücke ist.

An drei Schlüsselerlebnissen lernte ich, dass man seine Angst vor Etwas verlieren kann, wenn man sich diesem Etwas stellt. Ich hatte immer panische Angst, alleine irgendwo im Dunkeln zu sein. Als ich etwa 12 Jahre alt war plauderten wir, mein Bruder meine Cousine Hanne und noch andere Teenies vor dem Tor bei meinen Großeltern in Pruden. Mein Bruder und ich sollten diesmal in der Scheune im Heu schlafen. Es war schon dunkel und ich hatte eine wahnsinnige Angst alleine in die stockfinstere Scheune zu gehen. Ich hatte leider keine Taschenlampe, wobei ich glaube, das hätte meine Angst auch nicht gelindert. Ich wurde immer müder und müder ... aber mein Bruder wollte und wollte ... noch nicht schlafen gehen. Als ich ihn bat mitzugehen, lachte er mich nur aus. Blamiert und da ich mich vor den anderen schämte, nahm ich all meinen Mut zusammen und ging alleine in die Scheune. Ich kletterte die Leiter zum Heuboden hoch, legte mich hin, zog mir die Decke bis unters Kinn und starrte, voller Angst, in die Dunkelheit. Ich hörte Mäuschen im Heu rascheln, wahrscheinlich hörte ich sogar Flöhe husten aber irgendwann (nach 20 Minuten?) merkte ich - da ist keiner, der mir was Böses tun will und dann schlief ich halt ein. Seit damals habe ich, wenn ich alleine im Dunkeln bin, keine Angst mehr. Übrigens es gibt

Studien die besagen, dass unser Körper so konzipiert ist, dass wir Angst als Dauerstress nur ca. 20 Minuten durchhalten. Danach schaltet unser Körper auf Entspannung (keine Angst) um. Mein Vater hatte mir mal erzählt wie er mit Gruisvouter bis zur Hütte eines Schafhirten, der sehr scharfe Hunde hatte, gegangen war. Als die Hunde auf sie zukamen, stellten sie sich Rücken an Rücken, bewegten die ganze Zeit die Arme, gingen langsam weiter und Gruisvouter redete beruhigend zu den Hunden. Als sie dann bei der Hütte waren, meinte der Schafhirte, an diesen Hunden vorbei, bis zur Hütte zu kommen, das hätte noch nie jemand geschafft. Ich hatte immer panische Angst vor bösen, großen Hunden. Einmal war ich, mit noch fünf Jungs, in den Karpaten wandern. Wir kamen an einer Schafherde vorbei und plötzlich stürmten - oh Schreck- fünf oder sechs Hunde, mit Riesengebell, auf uns los. Was heißt Hunde, diese Hunde waren so groß wie Kälber (und das wirklich nicht nur in meiner Phantasie). Mir viel sofort Vaters Geschichte ein. Auf mein Kommando stellten wir uns Rücken an Rücken und fuchtelten mit unseren Armen (ich glaube für beruhigende Worte an die Hunde hatte ich zuviel Angst). Und ... tatsächlich die Hunde griffen uns nicht an. Sie umkreisten uns, knurrten und bellten aber sie bissen uns nicht. Der Schäfer kam, schreiend wie eine Furie, seinen Hirtenstab schwingend, angerannt. Er wollte uns offensichtlich vor seinen Hunden retten und er staunte nicht schlecht, dass uns die Hunde nicht angegriffen hatten. Nach diesem Erlebnis schienen mir alle anderen Hunde nur noch Welpen zu sein und seit damals habe ich zwar noch Respekt, aber keine panische Angst mehr vor Hunden.

Ich hatte zwar im Eisenmarkter Freibad von meinem Vater Schwimmen gelernt, aber ich traute mich immer nur höchstens zwei Meter ohne Bodenkontakt zu schwimmen. Ich trieb mich im Schwimmerbecken immer nur an den Ecken herum, damit ich mich am Rand schnell festhalten konnte. Ein Schwimmheld war ich nur da, wo ich mich mit einem Bein am Boden noch abstoßen konnte und so tat, als könnte ich schwimmen. In Pruden gingen wir immer zur Großen Kokel baden. Ein beliebter Platz war der gegenüber vom Dorf Lassel. Auf beiden Seiten standen schöne, große Bäume. Auf Prudner Seite war das Ufer ziemlich steil und das Wasser der Großen Kokel an dieser Stelle tief und auch die Strömung war beachtlich. Auf Lasselner Seite konnte man schön flach reingehen (war auch für Nichtschwimmer geeignet). Und außerdem war da ein kleiner schöner Sandstrand. Man zog sich auf der Prudner Seite aus, schwamm rüber (wenn man es konnte) und sonnte sich oder planschte, je nach dem wie man Lust hatte, im relativ seichten Wasser. Die meisten Prudner sprangen einfach ins Wasser und schwammen rüber. Die Mutigsten kletterten erst auf einen Baum, köpften und schwammen dann rüber. Die Nichtschwimmer saßen auf Prudner Seite und schauten stundenlang zu oder sie gingen 200 Meter weiter flussabwärts und gingen dann zu Fuß rüber (hier war die Kokel breit und das Wasser nicht so tief). Dann lief man zum Lasselner Strand, um sich dort zu sonnen oder im seichten Wasser zu planschen um dann nachher wenn alle gingen, wieder den demütigenden Weg des Nichtschwimmers zum flachen Wasser zurückzugehen. Was macht ein Zwölfjähriger der sich nicht in das tiefe Wasser traut und dessen Bruder auf die Bäume klettert, köpft und locker lässig über den Fluss rüber schwimmt? Er sitzt stundenlang da, schaut zu und ärgert sich, dass er so feige ist, bis ihm irgendwann der Kragen platzt! Theoretisch konnte ich schwimmen; praktisch war das Wasser aber dunkel und tief und die Strömung war

beachtlich. Da war sie wieder die Angst, die mich lähmte, die mir alles was begehrenswert war wegnahm. Meine Freunde saßen oder lagen alle drüben am Strand in der Sonne oder sie planschten lachend und hüpfend vor sich hin. Ich saß da ... und sehnte mich schrecklich danach auch da drüben bei den Anderen zu sein. Aber irgendwann stellte ich mich wieder meiner Angst. Ich ging zum Ufer, suchte lange einen geeigneten Platz, hielt mich an einer Baumwurzel fest, stieg ins Wasser, ließ die Wurzel los und ruderte wie wild mit meinen Armen und Beinen und war innerhalb von ein paar Sekunden auf dem anderen Ufer. Da war ich nun, lag glücklich im Sand und planschte und hüpfte nachher im seichten Wasser herum. Hätte ich bloß nicht irgendwann wieder zurück gemusst... Zwar hatte ich immer noch Angst aber einmal hatte ich es ja schon geschafft. Zurück zu schwimmen war eigentlich viel schwieriger, man musste vom flachen, ruhigen Wasser in das tiefe, strömungsstarke Wasser schwimmen. Auch dieses Mal suchte ich lange eine geeignete Stelle, dann gab ich mir einen Ruck und schwamm mit kräftigen aber viel ruhigeren Schlägen rüber. Dort klammerte ich mich an eine Baumwurzel, zog mich hoch ans Ufer und ... ich hatte es geschafft. Seit damals habe ich keine Angst mehr vor dem Schwimmen im tiefen Wasser. Später mit 16 war ich mehrere Jahre im Eisenmarkter Kajak und Kanadier Verein und lernte den Stausee, auf dem wir immer paddelten, ganz gut kennen. Habe diesen Stausee an seiner breitesten Stelle unzählige Male, ohne ein Fünkchen Angst, durchschwommen. Ich bin nicht im christlichen Glauben aufgewachsen oder erzogen worden. Ich wurde zwar getauft und auch konfirmiert (evangelisch lutherisch) aber wir (ich und mein Bruder) gingen, mit unseren Eltern, selten in die Kirche. Die Gottesdienste wurden übrigens immer in deutscher Sprache abgehalten. Gottesdienste besuchte ich eigentlich fast ausnahmslos in den Ferien, wenn ich bei meinen Großeltern war. Dort lernte ich auch Gebete wie das „Vater unser“ oder „Ich bin klein, mein Herz ist rein ...“ und „Müde bin ich geh zur Ruh ...“

Als Kleinkind war es für mich selbstverständlich, dass es Gott gibt und dass er mein Leben lenkt. Einmal, in den Ferien in Blutroth, hatte ich an einem Regentag bei einem Freund im Hof gespielt und hatte meine Kleider und Schuhe total verschmutzt. Als meine Greis deswegen mit mir schimpfte, sagte ich, voller Überzeugung: „Aber Greis, wenn es der liebe Gott so will“. Sie fing an zu lachen und damit war die Sache, für mich überstanden. Ich ging eigentlich sehr gerne zu den Gottesdiensten. Ich langweilte mich zwar manchmal, weil mir der Gottesdienst zu lange dauerte, aber es machte auch Spaß die Menschen zu beobachten. Die Männer und Frauen hatten fast alle immer die Sonntags- Kirchentracht an. Sie saßen ernst, feierlich und nach irgendeinem System (Verheiratet, Unverheiratet, Männer, Frauen) getrennt, an den für sie vorgesehenen festen Plätzen. Viele Frauen und auch meine Greis hatten im Gesangbuch immer einen Zweig frischen Basilikum, das roch gut und ich fand das total schick. Ich saß gerne oben auf der Empore. Mir gefiel es, wenn die Gemeinde sang und ich bemühte mich auch mitzusingen. Manchmal durfte ich die Luftpedale seitlich der Orgel treten, was ich mit großem Eifer machte (wobei ich aber auch Angst hatte, etwas falsch zu machen). Die Liturgie, die der Pfarrer sang, (wie in Bayern / Franken) gefiel mir und übte einen eigentümlichen Zauber auf mich aus. Stolz war ich auf meinen Gris, wenn er mit lautem Tenor seine Stimme von der Empore runterschmetterte. So ähnlich wollte ich auch irgendwann singen (er sang mir etwas zu laut, ich singe lieber etwas dezenter).

Ich war immer froh, wenn endlich das Vater unser gebetet wurde, weil wir Kinder danach raus durften und noch neben der Kirche spielen konnten, bis der Gottesdienst zu Ende war und die Erwachsenen raus kamen. Außerdem machte die Greis in Blutroth sonntags immer ein besonderes leckeres Mittagessen und Kroppen (so etwas wie Krapfen, Kreppel, Berliner). Da in der Schule der Glaube an Gott systematisch lächerlich gemacht wurde, glaubte ich irgendwann nicht mehr, dass es einen Gott gibt. Die Menschen die an Gott glaubten schienen mir äußerst naiv und dumm zu sein. Wir hatten ja die Evolutionstheorie durchgenommen. Von wegen Gott der Schöpfer. Schließlich hatte ich vieles über Astronomie, viele Science - Fiction und alle Erich von Däniken Romane gelesen. Däniken hatte mich überzeugt, dass das Leben auf unserem Planeten von Außerirdischen abstammte. Ich war stolz darauf Atheist und ein so aufgeklärter, cleverer Bursche zu sein, bis ich das einmal in Pruden meiner Gruis und in Blutroth meinem Gris sagte. Da beide sehr gottesfürchtig waren, waren sie entsetzt, dass ich nicht mehr an Gott glaube, sagten aber beide sinngemäß: „Natürlich gibt es Gott und irgendwann wirst du es schon erleben, dass es ihn gibt!“ (Sie sollten Recht behalten).

Da ich beide sehr liebte, respektierte und von ihrem Glauben beeindruckt war, dachte ich: „Was ist, wenn sie Recht haben?“ Ich war nicht einmal 12 Jahre alt als ich am liebsten mit meiner Familie aus Rumänien nach Österreich oder die BRD ausgewandert wäre. Meine Eltern hatten zwar schon einen Ausreiseantrag gestellt, erhielten aber eine Absage. Im Nachhinein weiß ich, dass eine Ausreise nur durch Bestechung, an der richtigen Stelle, genehmigt wurde. Ausreiseanträge wurden auch immer prompt mit Schikanen am Arbeitsplatz und Schule geahndet. Ich kann mich noch erinnern, wie bitter enttäuscht und frustriert ich war, als wir keine Ausreisegenehmigung erhielten. Durch diese Absage wuchs bei mir aber schon der Keim der Rebellion und der Flucht. Nach vielen „Gottlosen“ Jahren, schloss ich einen Bund mit Gott. Ich betete: „Gott, ich lese deine Bibel und wenn es dich gibt, dann hilfst du mir im Gegenzug, dass meine Flucht aus Rumänien gelingt“. Nun ich habe die Bibel dann gelesen, habe mich sogar durch die Chroniken durchgekämpft. Das Lesen der Bibel verwandelte meinen Unglauben in Glauben und nachdem ich alles gelesen hatte, wusste ich ... es gibt ihn doch diesen Gott, der mein Schöpfer, Herr und Vater ist! Ja meine Großeltern hatten doch Recht. Da ich meinen Teil der Abmachung eingehalten hatte, war ich gespannt ob und wie Gott seinen Teil einhalten wird. Das Deutschland (BRD) in meiner Vorstellung war eine heile Welt mit viel Wohlstand und Freude am Leben. Meine Verwandten und Bekannte die uns besuchten, lebten uns das ja vor. Wenn man ehrlich und tüchtig arbeitete, dann hatte man auch einen anständigen Lohn. Jeder konnte sich ein paar Jeans, Cordhosen, einen Kassettenrecorder, ein Auto leisten. Als ich 22 Jahre alt war, verdiente ich als Walzwerker ca. 2.500 Lei im Monat. Eine Jeans kostete 2.000 Lei. Ein Kassettenrecorder (wie ich ihn wollte) 10.- bis 15.000 Lei. Ein Auto ca. 90.000 Lei. Obwohl ich noch bei meinen Eltern wohnte, hätte ich mir von meinem Lohn nicht einmal ein Fahrrad leisten können, wenn meine Mutter mir nicht ab und zu noch zusätzlich Geld gegeben hätte. Ich hatte ehrlich gesagt, einfach keine Lust, jahrelang zu arbeiten, ohne etwas Freude am Leben zu haben.

Nach meinem Militärdienst und nachdem ich ein Jahr im Walzwerk Eisenmarkt

gearbeitet hatte, hielt ich es in Rumänien nicht mehr aus. Ich hatte es wirklich satt dort zu leben. Alles langweilte mich, die Stadt Eisenmarkt, meine Arbeit, die Menschen (vor allem die Vorgesetzten)... Natürlich gab es auch Menschen die ich mochte, aber ich sah in diesem Land keine vernünftige Zukunft für mich. Es war höchste Eisenbahn die Zukunft selber in die Hand zu nehmen. Ich hatte es satt immer nur das zu tun was andere mir vorschrieben; ich hatte es satt in einem Land mit Stacheldraht umzingelt zu leben. Die sozialistische Politik, die Vetternwirtschaft, der Personenkult um den Diktator Ceaușescu und seine Frau widerte mich an. Was hielt mich eigentlich noch dort? Meine Eltern, mein Bruder, meine Verwandten, mein bester Freund Petre? Ich dachte damals: „Nein, wenn alles gut geht, sehe ich sie irgendwann ja wieder.“ Meine damalige Freundin Vica (Viorica)? Ich glaube, sie konnte sich nicht zwischen mir und ihrem Exfreund entscheiden, darum hatte sie mit mir Schluss gemacht.

Meine Gris schrieb mir, als ich noch beim Militär war: „Junge sei tapfer du hast ein deutsches Herz“. Ich fühlte mich in Rumänien nicht wie zuhause, sondern wie ein Fremder (Deutscher). Das mag für einige etwas befremdend klingen, denn immerhin war ich ja dort geboren und aufgewachsen und meine deutschen Vorfahren waren schon vor 850 Jahren in dieses Gebiet eingewandert... aber für mich war das so. Ich hatte immer das Gefühl, das ist nicht mein Land. Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, es war nicht meine Heimat. Die Erziehung meiner Eltern, Großeltern, die Volksschule, die Gottesdienste in deutscher Sprache hatten das in meinem Herzen (Anlehnung an Großvaters Spruch) gefestigt. Ich hatte und habe ein deutsches Herz und ich bin stolz darauf. Nicht etwa weil ich meinte, wir Deutsche seien etwas Besseres. Zweiundzwanzig Jahre in Rumänien zusammen mit Rumänen, Ungarn, Griechen und Serben hatten mich gelehrt, dass wir zwar anders aber nicht etwas Besseres sind. Nein, schlicht und einfach: ich bin als Deutscher geboren. Das war auch einer der ausschlaggebendsten Gründe warum ich nach Deutschland (BRD), in das Land meiner Vorfahren wollte. Auch Österreich oder die deutschsprachige Schweiz wären für mich in Frage gekommen. Warum nicht die DDR? Weil mir 22 Jahre hinter Stacheldraht und einer verlogenen, verblödeten kommunistischen Diktatur schon reichten. Obwohl der Wunsch unter Deutschen zu leben so stark war, dass das auch eine zugegebenermaßen schwächere Alternative für mich gewesen wäre. Ich hörte mit Ehrfurcht Fluchtgeschichten. Viele hatten es versucht, wurden dabei erwischt und haben mit Folter, Schläge und Gefängnis dafür bezahlt. Manche wurden zum Krüppel geschlagen, manche wurden erschossen... aber manche hatten es geschafft. Ein ehemaliger Nachbar (guter Freund meines Bruders) hatte die Flucht über Jugoslawien gewagt und geschafft. Er lebt heute in Kanada.

Die Geschichten von gescheiterten Fluchtversuchen verdrängte ich lieber. Natürlich hatte ich eine Heidenangst bei einem Fluchtversuch erwischt zu werden aber es gab die, Geschichten von Leuten die es geschafft hatten und ich wollte auch zu denen gehören die es wagen und es schaffen. Es war wieder mal soweit. Ich musste mich wieder mal meiner großen Angst stellen. Dieses Mal hatte ich aber ein starkes Rezept gegen diese Angst gefunden. Ich war eigentlich so überzeugt, dass Gott mir helfen würde, dass das eigentlich meine große Angst vor der Flucht aufwiegte. Mein Glaube wurde so zu meinem starken Rezept gegen die Angst. Ich wusste, dieses Mal muss ich

mich meiner Angst nicht alleine stellen, sondern ich habe immer und überall einen sehr starken Helfer dabei. Ich schöpfte sehr viel Mut und Kraft aus dem Gebet. Für mich stand nach meiner Gymnasialzeit fest: nach meinem Militärdienst werde ich aus Rumänien fliehen. Ich hatte in meiner Militärzeit im Herbst im Banat bei der Maisernte, ganz in der Nähe der jugoslawischen Grenze, gearbeitet. Wenn wir im Laster parallel zur Grenze vorbeifuhren, konnte ich den Stacheldraht und die Wachtürme der Grenze sehen. Wenn ich die Augen schloss konnte ich die Freiheit regelrecht riechen.

Aus dem Dorf Grosskomlosch, wo wir in dieser Zeit übernachtet hatten, konnte ich abends die Lichter der jugoslawischen Dörfer sehen und ich träumte davon ein Reh, ein Hase, eine Maus oder ein Vogel zu sein. Ich wünschte mir einfach unbeobachtet die Grenze zu überwinden, zu überfliegen. Manchmal traf ich bei der Arbeit meinen Freund Hami (Helmut) Dadrich, der seine Herbstarbeit auch als Soldat im gleichen Gebiet, nur ein paar Dörfer weiter leistete. Er erzählte mir, dass er oder seine Kameraden vor ein paar Tagen, bei der Weinlese, ganz in der Nähe, der Grenze ja fast am Stacheldraht arbeiten mussten. Auch er spielte mit dem Fluchtgedanken aber die Angst, als Deserteur erwischt zu werden, war zu groß.

Ich habe vor meiner Flucht und auch noch Jahre danach geträumt wie ich Grenz-Stacheldrahtzäune ganz in der Nähe von Weinstöcken oder Maisfeldern überwinde. Manchmal war es nur ein Graben oder ein Bach den ich überwinden musste. Manchmal schwamm ich über die riesige Donau. Meistens kamen in diesen Träumen ganz böse Soldaten vor, die mich verfolgten und nach mir schossen. Mein Fluchtplan war eigentlich einfach. Ich suche Jemanden der das Militär an der jugoslawischen Grenze gemacht hat, spreche ihn an und mit seiner Hilfe überwinde ich die Grenze und fliehe dann über Jugoslawien und Österreich in die BRD.

Nach dem Militär arbeitete ich im Walzwerk Eisenmarkt. Dort lernte ich einen Zigeuner - Vasile - kennen und erfuhr, dass er das Militär an der Grenze gemacht hatte. Ich beobachtete ihn über mehrere Monate und fragte mich ob das mein Mann sei? Er war auch ungefähr so alt wie ich, klein, dünn, schwächling, unспортlich und ziemlich clever. Er log manchmal ein bisschen (was die Mädels anging), um mir zu imponieren aber ich glaube das tun viele Jungs in dem Alter. Eines Tages als er, im wahrsten Sinne des Wortes, im Schweiß seines Angesichts arbeiten musste und ich ihm zuschaute, sagte ich zu ihm: „Vasile ich glaube eines Tages kann ich dich gebrauchen“ und ich war wie von Blitz getroffen, als er antwortete: „Ja Helmi (in Siebenbürgen übliche Kurzform von Helmut), ich will auch fliehen“. Wir verabredeten uns nach der Arbeit. Er erfuhr, dass ich ihn jetzt schon fast ein Jahr beobachtete, um ihn zu fragen, ob er mir bei der Flucht helfen wolle. Er erzählte mir, dass er mich auch schon die ganze Zeit beobachtet hatte. Er hatte sich sogar in meine Schicht versetzen lassen, um Kontakt mit mir aufzunehmen. Er war auf der Suche nach Personen, die zur Flucht entschlossenen waren. Ich sollte ihm nach der Flucht, in der BRD, durch meine Sprachkenntnisse helfen. Wir trafen uns in einem Park (Corvinu) mit noch zwei Jungs, die auch fliehen wollten. Ich kannte beide von der Volksschule. Der eine, auch ein Siebenbürger, Reini (Kurzform von Reinhold) der andere ein Rumäne, hieß Paul. Zusammen wollten wir

die Flucht planen. So begannen wir, jeder mit seiner Erfahrung, Fluchtpläne zu schmieden. Meine Idee, dass wir irgendwo über die Donau schwimmen, verwarfen wir leider schnell, weil die Anderen Angst vor der breiten, strömungsstarken Donau hatten. Tja, nicht jeder hat eine - Kokel Mutprobe - bestanden. Meine zweite Idee für den Fluchtplan war, dass ich uns in die Nähe des mir aus dem Militär bekannten Grenzdorfes „Großkomlosch“ bringe und Vasile sollte uns dann, bei Nacht, sicher über die Grenze lotsen. Den Teil mit dem Grenzdorf fanden alle gut, aber Vasile hatte größere Pläne. Er wollte eine ganz große Gruppe, als Saisonarbeiter verkleidet, über die Grenze bringen.

Grenzregion war damals ziemlich gut abgeschottet. Alle Fahrzeuge und Züge wurden schon Kilometer vor der Grenze kontrolliert. Wenn man jemanden in einer Grenzstadt oder -dorf besuchte, musste man eine Einladung von demjenigen vorzeigen. Es war üblich das Saisonarbeiter zu Hunderten in diesem Gebiet bei der Ernte aushalfen. Darum meinte Vasile, das sei die beste Tarnung auf dem Weg zur Grenze. Wir sollten, jeder von uns, erst eine große Anzahl von Fluchtwilligen rekrutieren. Dieser Teil des Planes barg ein sehr großes Risiko. Je mehr Mitwisser wir hatten, umso größer war das Risiko, dass uns jemand verraten kann. Wenn wir die Leute beisammen hatten, dann sollten wir uns Bauernkleider anschaffen, unsere Ausweise fälschen, in die Grenzregion fahren und dann alle von Vasile gelotst, über die Grenze fliehen. Ich hatte noch meinen Jahresurlaub vor mir. In dieser Zeit wollte ich alle Vorbereitungen treffen, um unsere Pläne umzusetzen. Ich besuchte noch meine Verwandten und verabschiedete mich in Gedanken von jedem. Von unserem Fluchtplan erzählte ich meiner Cousine Hanne und ihrem Freund Reini (ich war ja auf der Suche nach Leuten für eine große Gruppe). Eigentlich wollte ich es auch ihrer Schwester Karin erzählen aber Hanne wollte es nicht. Sie wollte ihre jüngere Schwester nicht in Gefahr bringen. Ich erzählte es meinem Freund Petre (rumänische Form von Peter) aber er meinte nur: „Helmi, ich bin Rumäne, ich will mein Land nicht verlassen, aber ich wünsche dir viel Glück“. Obwohl ich ein sehr großes Risiko verraten zu werden einging, erzählte ich auch Vica, was ich vorhatte. Ich glaube ich war verliebt und wollte einfach ehrlich sein. Sie wirkte damals auf mich, als sei sie sehr durcheinander, verwirrt, verletzt (sie hatte gerade ein Gespräch mit ihrem Exfreund, der sie als Hure titulierte und beschimpft hatte). Sie meinte sie will zurzeit nichts mehr von Männern hören und bat mich ihre Wohnung zu verlassen. Ihre Abweisung hat mir sehr wehgetan. Hätte sie gesagt: „Lass es und bleibe bei mir“ ich hätte alles für sie aufgegeben, aber so konnte ich wenigstens einen Schlußstrich unter diese Beziehung ziehen und meinen Plänen nachgehen. Meinen Bruder habe ich nicht in meine Pläne eingeweiht, weil er eine rumänische Freundin hatte und ich die Befürchtung hatte, sie könnte aus Angst um ihn alles verraten. Ich trainierte viel in diesem Urlaub Joggen, Hochsprung. Ich übte mit dem Nunchaku (Asiatische Kampfmaschine zwei Holzstäbe verbunden mit einer starken Schnur oder Kette). Den Nunchaku wollte ich gegen die Wachhunde einsetzen. Auf alle Fälle war ich damals topfit. Hatte auch die letzten zwei Jahre Taekwondo trainiert. Ich meldete meinen Personalausweis als verloren, damit ich ihn fälschen konnte. Ich wollte als Wohnsitz einen Ort aus dem meistens die Saisonarbeiter kamen, eintragen. Ich ließ mir die Haare ganz kurz (so zu sagen pflegeleicht) schneiden. Ich klaute (mit sehr schlechtem Gewissen) meinem Onkel Wolff aus Österreich (der

gerade im Urlaub bei uns war) eine Europakarte. Darauf konnte ich sehr gut die geografische Lage meines geplanten Fluchtweges anschauen und mir die rumänischen und jugoslawischen Grenzorte einprägen. Als wir (Vasile, Reini, Paul und ich) uns nach meinem Urlaub wieder trafen, hatten wir alle unsere Meinung, was die Massenflucht betraf, geändert. Wir hatten festgestellt, dass die Leute die wir ansprachen, zwar anfangs von der Fluchtidee begeistert waren, aber dann alle, doch Angst hatten erwischt zu werden und nicht mitmachen wollten. Vielleicht muss so eine Idee in den Köpfen der Leute erst einmal reifen, ehe sie umgesetzt werden kann. Also entschlossen wir, die Flucht nur zu viert durchzuführen. Dann tauchte aber das nächste Problem auf. Vasile wollte, dass wir die Flucht am 23. August (dem rumänischen Nationalfeiertag) durchführen. Er meinte an diesem Tag seien die meisten Grenzsoldaten besoffen und so wäre die Flucht für uns leichter durchführbar. Ich hatte aber nur bis zum 10.08.1981 Urlaub und absolut keine Lust wieder in das Stinkwalzwerk arbeiten zu gehen. Nach ein paar Tagen trafen wir uns wieder und ich fieberte dieser Flucht dermaßen entgegen, dass ich jede Nacht nur noch von Fluchtversuchen träumte. So war in mir der Entschluss, noch vor dem 10.08.1981 zu fliehen, herangereift. Ich stellte den anderen ein Ultimatum: „Entweder jetzt mit mir oder ich gehe alleine“. Jetzt merkte ich das Vasile ein Großmaul war und seine Selbstsicherheit nur vorgetäuscht war. Zumindest so wirkte es damals auf mich. Er wollte, zumindest zu dem Zeitpunkt, nicht mehr mit. Die anderen beide waren noch unentschlossen. Als ich darauf bestand, dass ich spätestens am 09.08.1981 (Samstagabend) in Richtung Grenze wegfahren will, entschlossen sie sich mit mir mitzukommen. Vasile meinte er hätte noch Termine beim Zahnarzt und er wolle sich die Zähne noch vor der Flucht richten lassen, darum käme er jetzt nicht mit und er wünschte uns noch viel Glück. Noch an dem Abend 08.08.1981 kaufte ich, zusammen mit Paul, in Eisenmarkt am Bahnhof die Tickets für Temeschburg. Zuhause (ich und mein Bruder wohnten noch bei unseren Eltern) hatte ich keinem etwas von meinen Fluchtplänen gesagt. Offiziell sollte ich mit ein paar Freunden am Strei (ein Fluss) noch für ein paar Tage Urlaub machen. Meine Eltern hätten durchgedreht vor Angst, wenn sie etwas gewusst hätten. Da die Flucht ja nachts stattfinden sollte, brauchte ich die geeignete Tarnkleidung.

Ich hatte noch eine alte Hose meines Vaters (als für meine Flucht geeignet) aufgestöbert und ich präparierte diese noch, indem ich ein paar Metallschnallen und den Gürtel wegmachte. Die Hose war schwarz, am Oberschenkel weit und unten an der Wade eng, gut geeignet zum Laufen und Springen. Ein kakifarbenes Hemd meines Bruders musste auch herhalten. An dem Hemd trennte ich das rumänische Wappen vom Ärmel. Darüber zog ich noch einen dunkelblauen Pullover. Ich steckte noch die Europakarte, mein Nunchaku, etwas Bargeld und mein Ticket ein. Ich habe mich nie wieder so ballastfrei gefühlt. Am nächsten Morgen stand ich schon um sechs Uhr auf. Mein Vater und mein Bruder machten sich für die Arbeit fertig. Ich verabschiedete mich flüchtig, in der Hoffnung, keiner merkt was ich an habe. Meine Seele weinte, als ich mich lautlos von allen verabschiedete. Mein letzter Blick viel auf meine schlafende Mutter. Ich sah sie an, mein Herz drohte meine Brust zu durchschlagen... mit Tränen in den Augen dachte ich; „Leb wohl, liebe Mama, hoffentlich sehen wir uns wieder“! Dann ging ich entschlossen, fluchtartig zur Tür raus. Ich traf mich mit Paul und wir

gingen sprachlos zum Bahnhof, jeder mit seinen Gedanken, Hoffnungen und Sorgen. Reini wollte erst um 15 Uhr in Temeschburg am Hauptbahnhof zu uns stoßen. Man hat ein komisches Gefühl, wenn man etwas Verbotenes im Schilde führt. Wir sahen uns alles wie zum Abschied an - den Bahnhof, die Gebäude, die Leute in unserem Abteil. Ich fühlte aber keine Trauer, sondern nur eine große Hoffnung auf etwas Prickelndes, Neues. Als der Zug abfuhr, waren wir auf einmal heiter und unbekümmert. Wir lachten, schmiedeten Pläne und träumten mit offenen Augen. Ab und zu schickte ich, in Gedanken, ein Gebet zum Himmel und bat Gott, meinen himmlischen Vater, um Hilfe. In Temeschburg angekommen, gingen wir zum Busbahnhof und wir mussten leider feststellen, dass unser Plan nicht so einfach umzusetzen war, wie wir dachten. Eigentlich wollten wir mit dem Bus oder Taxi nach Grabatz fahren, von dort zu Fuß bis zum Grenzgebiet zwischen Großkomlosch und Ostern gehen und dann wollten wir uns Nachts vorsichtig über die Grenze schleichen. Als wir uns nach dem Bus erkundigten, erfuhren wir, dass es schon vor Grabatz Ausweiskontrollen gab. Auch ein befragter Taxifahrer machte uns auf diesen Zustand aufmerksam. Wir meinten, das wäre für uns überhaupt kein Problem, da wir ja auf die Hochzeit eines Freundes eingeladen seien und wir taten dann so, als wäre uns der Fahrpreis viel zu teuer. Ja was nun? Umkehren? Auf Reini warten, auch wenn er sich verspätete? Zu Fuß in Richtung Grenze losziehen? Reini kam um 15:05 am Busbahnhof an. Er hatte den Zug verpasst und war per Anhalter doch noch zu uns gestoßen. Da es fast unerträglich heiß war (es war ein heißer August), kühlten wir uns erstmal mit einem leckeren Eis ab und besprachen, was wir jetzt weitermachen sollten. Wir waren sehr froh, dass Reini (so richtig mit Mut und Schwung) gekommen war, weil wir ja sonst nur zu zweit gewesen wären. Ehrlich gesagt war mir und Paul der Mut etwas in die Hose gerutscht und ich war froh, dass Reini uns wieder Mut machte und auf alle Fälle mit der Flucht weiter machen wollte. Wir entschlossen uns zu Fuß in Richtung Grenze loszugehen und gingen auch entschlossen los.

Im ersten Dorf tranken wir, da es immer noch so heiß war und wir Durst hatten, an einer Wasserpumpe Wasser und gingen dann zum nächsten Dorf weiter. Im zweiten Dorf sahen wir den Dorfpolizisten auf der Hauptstraße herumschlendern. Wir wichen ihm auf einem Feldweg aus und wollten über einen Umweg nachher wieder auf die Hauptstraße. Wir kamen an einem Fluss vorbei. Über enge Stege und Gestrüpp gingen wir an ein paar stinkenden Tümpeln vorbei. Dann kamen wir an einer Schweinefarm vorbei (ich glaube in dem Ort Beregsäul-Mare gab es diese Farm). Hier passten wir auf, dass uns keiner sieht und dann kamen wir wieder an die Hauptstraße. Daneben verliefen jetzt die Eisenbahnschienen und da gerade ein Zug angefahren kam, hechteten wir in ein Gebüsch und versteckten uns, damit uns keiner aus dem Zug sieht (denn wir vermuteten ja, dass Grenzsoldaten in dem Zug waren und Ausweiskontrollen machten). Als wir weitergingen und uns dem nächsten Dorf näherten, wichen wir in das mannshohe Maisfeld aus. Es wurde Abend und erschöpft legten wir uns neben ein Hanffeld, zogen Strümpfe, Schuhe und Hosen aus, um uns ein bisschen auszuruhen. Wir waren schon fast eingedöst, als ein Motorgeräusch auf uns zukam. Wir sammelten unsere Sachen, hechteten alle fast gleichzeitig in den Hanf und es fuhr ein Traktor an uns vorbei. Wir machten uns auf, wollten jetzt das Dorf irgendwie umgehen und über einen Feldweg landeten wir in einem anderen Dorf. Da es

mittlerweile dunkel geworden war und im ganzen Dorf kein Licht brannte, wussten wir nicht wo wir sind. Meine Freunde plagte jetzt Hunger und Durst. Mein Magen war über die ganze Aufregung wie zugeschnürt, daher hatte ich nur Durst. Auf einem Kollektivhof (LPG) tranken wir aus einem Brunnen Wasser. Wir trafen ein paar Jugendliche, die von einer Party kamen und Reini fragte sie wo wir denn seien, wir hätten uns verirrt und wollten nach Grabatz. Wir tischten immer eine Geschichte auf: von einem Freund der dort wohnt und wir seien auf dessen Hochzeit eingeladen. Anscheinend nahmen sie uns die Geschichte nicht ab, denn sie gaben uns den netten Hinweis, dass in der Dorfmitte ein Wachposten der Grenzsoldaten sei. Aber sie erklärten uns, wo wir seien und wie wir weitergehen müssen. Wir gingen durch das stockfinstere Dorf, ohne eine Menschenseele zu treffen. Da wo der Wachposten sein sollte, gingen wir ganz vorsichtig, aber da war auch keine Menschenseele. Am Dorfrand kam uns ein Mann (man sah, er hatte etwas in der Hand) mit seinem Hund entgegen. - Wir waren wie gelähmt. In meiner Phantasie wurde der Mann gleich zum Soldaten und das Etwas in seiner Hand wurde zum Gewehr. Zu unserer Erleichterung war es nur ein alter Mann mit seinem Hund und einem Stock in der Hand. Als wir ihn aber nach dem Weg fragten, reagierte er ganz komisch und wusste angeblich nicht, wo es langging. Wir verließen dann das Dorf (von dem ich bis heute keine Ahnung habe wie es hieß) und wir legten uns im Maisfeld unter ein paar Pflaumenbäume zum Schlafen hin. Das war der erste Fluchttag, der eigentlich gar nicht so abgelaufen war, wie wir uns das vorgestellt hatten. Als wir am Morgen aufstanden, aßen wir ein paar Kekse, ein paar Pflaumen und dann machten wir uns in die Richtung auf, in der wir das gesuchte Dorf erhofften.

Wir behielten unsere Taktik, gingen immer nur über Feldwege und wenn wir glaubten jemand kann uns sehen, versteckten wir uns und gingen durch das neben uns wachsende Mais-, Sonnenblumen- oder Rappsfeld. Reini war ein sehr guter Handballspieler. Ich glaube er spielte sogar in der rumänischen Nationalmannschaft. Er musste sich oft bücken, um nicht gesehen zu werden. Mit seinen fast zwei Metern ragte er oft aus dem Feld heraus. Ich mit meinen 1,68 und Paul mit seinen höchstens 1,80 hatten da kein Problem. Reini und ich waren topfit. Er durch sein Handballtraining, ich dadurch, dass ich die letzten zwei Jahre Taekwondo trainiert hatte. Paul hatte, was wir bald feststellen sollten, da etwas Konditionsprobleme. Es wurde wieder ein sehr heißer Tag. Nach stundenlangem Marsch quälte uns wieder der Durst. Ich träumte vor mich hin von zuhause, von einem Wasserhahn aus dem ich jederzeit Wasser trinken kann, von einem vollen Kühlschranks, von Ruhe und Sicherheit. Ging es mir wie den Israeliten in der Wüste, als sie sich nach Ägypten zurücksehnten?

Wir stießen auf einen breiten Wasserkanal mit schlammigem (zum Trinken leider ungenießbarem) Wasser. Da wir hinüber wollten, suchten und fanden wir eine seichtere Stelle. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus, warf sie rüber und sprang ans andere Ufer. Die anderen folgten meinem Beispiel. Wir kamen an einem Brombeerstrauch vorbei und aßen ein paar Brombeeren. Wir sahen ein paar Leute im Mais arbeiten und hockten uns nieder und warteten. Hier hatten wir einen kleinen Streit. Reini hatte so furchtbaren Hunger, dass er ein verschimmeltes Wurststück aus

seiner Tüte essen wollte. Ich riss es ihm aus der Hand und warf es weg, aber er holte sich's wieder und aß es. Er aß sogar ein Stück von seiner Plastiktüte, um seinen Hunger etwas zu stillen. Paul litt auch sehr an Hunger. Ich hatte keinen Hunger, mein Magen war, in ängstlicher Erwartung, immer noch wie zugeschnürt. Als die Leute weg waren, gingen wir weiter. Es war unerträglich heiß, kein Lüftchen ging um uns wenigstens ein bisschen zu erfrischen. Die trockenen Maisblätter schnitten uns in die Hände... Dann sahen wir endlich ein Dorf und hofften es sei Grabatz. Meine Kumpanen waren ziemlich am Ende mit ihren Kräften und ich trieb sie voran. Ich glaube es war die erste Fata Morgana in ihrem Leben, ihnen schien das Dorf einfach nicht näher kommen zu wollen. Vor allem Paul setzte sich hin und wollte irgendwann einfach nicht mehr weiter. Wir mussten ihm gut zureden und Mut machen, bis er aufstand und weiterging. Dann erreichten wir endlich das Dorf. In einem Hof baten wir eine Frau uns von Ihrer Pumpe Wasser trinken zu lassen und wir durften trinken. Das Wasser war kühl und erfrischend. Ich merkte aber, dass mir langsam übel wurde und hörte mit dem Trinken auf. Paul trank aber zu viel und zu gierig und musste sich gleich übergeben. Paul fragte die Frau ob das Dorf immer noch so wie vor dem Krieg heißt und die Frau sagte: „Ja, es heißt immer noch Grabatz“. So wussten wir, dass wir endlich auf dem richtigen Weg seien. Die Frau sagte uns in der Dorfmitte sei eine Pumpe mit besserem Wasser (vielleicht weil Paul gebrochen hatte?). Wir gingen dahin und tranken wieder Wasser. Wir kauften uns ein paar leere Flaschen und füllten diese mit Wasser. Reini und Paul hatten je eine Tüte mit und taten die Flaschen in ihre Tüten. Als wir da saßen, kamen verschiedene Leute vorbei und fragten uns wer wir seien. Wir logen tapfer, wir seien Saisonarbeiter aus Maramureş die einen Freund besuchen. Einer wollte es genauer wissen und fragte Paul aus welchem Dorf wir sind. Da Paul keine Ahnung hatte, wie die Dörfer in Maramureş hießen, drehte er dem Mann einfach den Rücken zu, als hätte er die Frage nicht gehört und flüsterte uns die Frage zu. Ich und Reini versuchten die Situation zu retten und erzählten dem Mann etwas von einem Dorf am See Firisa in Maramureş, aber ich glaube der Mann merkte das wir logen.

Da die Angst, der Mann könnte uns verraten, groß war, machten wir uns dann schleunigst auf den Weg um das Dorf zu verlassen. Zu unserem großen Glück trafen wir einen Mann, mit einer Kutsche, der verkaufte uns drei Melonen. Zwei aßen wir sofort, die Dritte hoben wir uns für später auf. Wir trafen dann noch einen Mann mit kleinen Kindern, der uns die Melone abkaufen wollte, aber wir behielten sie, obwohl uns die Kinder sehr Leid taten. Dann gingen wir, wie ich glaubte, in Richtung Großkomlosch, aber es war ein Irrtum der uns noch einen Tag kostete. Statt westlich, liefen wir nördlich. Eigentlich hätten wir es an dem Sonnenstand merken müssen, aber ich verließ mich auf mein Gefühl und das war diesmal falsch. Wir hatten uns ca. 15 km verlaufen und waren fast bis zum Ort Lovrin gelaufen. Es wurde wieder Dunkel und wir trafen einen Schäfer mit seiner Schafherde. Wir fragten ihn, wo wir denn seien, aber er ignorierte uns einfach und gab uns keine Antwort. Wollte er kein Verräter werden, wenn er uns half? War es etwa ein Ungar, der kein rumänisch verstand? Keine Ahnung, was in seinem Kopf vor sich ging. Da es dunkel war und in der Ferne ein Gewitter aufzog, legten wir uns in einem Hanffeld, neben ein paar landwirtschaftliche Geräte, die dort abgestellt waren, schlafen. Zum Glück regnete es nicht und wir schliefen bis zum Morgengrauen. Dieses Mal achteten wir auf die Sonne und liefen erst

Richtung Süden und stießen auf das Dorf Gottlob (lauter Banater Schwaben - Dörfer in dieser Region). Hier tranken wir wieder Wasser, liefen dann weiter südwärts, wieder fast bis nach Grabatz. Dann sahen wir endlich im Westen das Dorf Großkomlosch (ich erkannte es an der Kirche, die man von weitem sah) und wir marschierten diesmal auf das richtige Dorf zu. Wir sahen sicher wie ein Häufchen Elend aus: zerrissene Schuhe, verschwitzt, verreckt. Immer noch brannte die Sonne unerbärmlich runter aber wir marschierten einfach weiter und weiter. Wir verstecken uns immer wieder, wenn jemand vorbeikam, mal ein Mofa, mal ein Fahrrad. Wir waren erschöpft aber auch eine freudige Erwartung machte sich breit. Das Dorf kam immer näher und näher. Wir konnten schon die Wachtürme an der Grenze sehen und wir wussten - in dieser Nacht wird es sehr ernst. In dem Dorf tranken wir wieder Wasser. Wir wollten uns auch etwas zu essen kaufen aber jeder den wir fragten, hatte nichts zu verkaufen. Der Dorfladen, meinten sie, öffnet erst am Abend und selbst dort könnte man nur mit Lebensmittelbons etwas kriegen. Reini und Paul wollten auf alle Fälle warten, bis der Laden öffnet, um etwas Essbares zu kaufen. Während wir da saßen und warteten, kam ein kleiner Junge vorbei. Auch ihm erzählten wir unser Märchen mit Saisonarbeiter aus Maramuresch. Er erzählte uns, was er so den ganzen Tag macht und dass seine Freunde die Grenzsoldaten immer abends vorbei kämen und ihn jedes Mal fragen, ob er Fremde gesehen hätte. Er dürfte dann immer auf ihrem Pferd reiten... Mag sein, dass wir den Jungen mit unserer Geschichte hinters Licht führen konnten aber die Soldaten hätten sich sicher die Sache näher angeschaut, wenn sie am Abend mit dem Jungen geplaudert hätten. Ich überzeugte die Anderen, dass wir das Dorf schon jetzt unbedingt verlassen müssen.

Wir gingen erst südlich entlang der Landstraße die parallel zur Grenze führte und als wir meinten jetzt sieht uns keiner, schlüpfen wir ins Maisfeld in Richtung Grenze. Nach etwa zweihundert Meter war das Feld zu Ende und uns bot sich folgendes Bild: unmittelbar und parallel zum Maisfeld und zur Grenze verlief ein ca. ein Meter tiefer Graben. Nach links verlief der Graben ca. 300 Meter parallel zum Maisfeld. Nach rechts machte er nach etwa 100 Meter einen ca. 100 Grad Knick und verlief weiter in Richtung Grenze. Zwischen uns und der Grenze sah man nur noch Acker und dann in ca. zwei km Entfernung sah man die Wachtürme und dort in der Nähe erst wieder irgendwelche Mais- oder Sonnenblumenfelder. Wir konnten auf alle Fälle nicht mehr unbeobachtet weiterlaufen und wollten jetzt erstmal die Dunkelheit abwarten. Ich wollte noch in den Graben runtergehen und dann durch den Graben ein Stück nach rechts laufen. Zum Glück überredeten mich die Anderen, das zu lassen. Wir legten uns am Rande des Maisfeldes hin und warteten, dass es dunkel werde. Meine Kumpels waren erschöpft eingeschlafen. Ich lag auf dem Bauch, schaute angestrengt zur Grenze, in der Hoffnung irgendeine Bewegung zu registrieren, aber es tat sich nichts. Dann betete ich sehr intensiv und bat Gott noch mal unsere Abmachung einzuhalten. Ich wandte meinen Blick nach rechts und - mein Herz blieb mir fast stehen. Da kam ein Offizier mit seinem Hund durch den Graben genau auf uns zu. Ich weckte meine Kumpels und wir krochen, so wie wir lagen, rückwärts, ohne uns zu drehen, bemüht den Mais nicht zu berühren, ca. 10 Meter vom Graben weg und blieben dann ganz still liegen. Ich konnte den Hund schnüffeln hören und für mehrere Sekunden dachte ich, das war's, jetzt haben sie uns. Ich dachte auch gleich: „Mein Gott erhörst du nicht mein

Gebet?“. Nach fünfzehn Minuten (in denen sich nichts tat und die mir wie eine Ewigkeit vorkamen) kroch ich wieder zum Feldrand und sah den Offizier jetzt links in ca. 80 Metern Entfernung weitergehen. Er und vor allem sein Hund hatten uns nicht entdeckt. Ich sah ihre Spuren in dem Graben und war froh, dass ich vorhin nicht in den Graben gegangen war. Wir trafen die letzten Vorbereitungen. Wir tranken unser Wasser aus und ließen alles zurück was wir nicht brauchten. Paul und Reini gaben mir beide Ihr Geld, ich versteckte es in einem Loch an meinem Gürtel, dort hatte ich auch die Europakarte. Die eine Flasche schlug ich an Reinis Gürtelschnalle kaputt. Paul, der eine panische Angst vor Hunden hatte, sollte sich mit dem abgebrochenen Flaschenhals vor den Hunden wehren. Jetzt stellte ich auch fest, dass ich meinen Nunchaku schon längst irgendwo verloren hatte. Wir trafen auch die Vereinbarung, dass jeder auf sich selbst gestellt sei, wenn wir an der eigentlichen Grenze sind und jeder selber zusehen muss, wie er seine Haut rettet. Ich hatte jetzt ein Gottvertrauen wie noch nie in meinem Leben. Ich hatte das Gefühl als ob ich fast mit ihm reden könnte. Es wurde dunkel und es fing plötzlich an zu regnen. Ich dankte Gott für den Regen, weil dieser jedes andere Geräusch verschluckte. Leider hörte der Regen so schnell wieder auf, wie er gekommen war. Wir gingen in dem Graben nach rechts und dann als er in Richtung Grenze knickte, folgten wir ca. 200 m seinem Verlauf. Dann gingen wir raus und robbten schön einer nach dem anderen auf dem Acker. Wir wechselten uns an der Spitze ab. Der Erste sollte sich immer genau vortasten und darauf achten, dass er keine Signalanlage oder etwas Ähnliches berührt. Wir kamen ganz schön ins Schwitzen und es war sehr anstrengend, da uns mittlerweile tausende Stechmücken umschwirrten. Nach ca. einem km standen wir vor einem dichten Stacheldrahtzaun. 1,5 m hoch verlief dieser parallel zur Grenze. Erst wollten wir drüber springen aber dann machte es sich bezahlt, dass wir den Flaschenhals dabei hatten. Wir gruben ein Loch unter dem Zaun und krochen dann durch. Nach dem Zaun war ein schmaler Weg, entlang des Zaunes ging und dann kam wieder Stacheldraht. Dieses Mal war er zylinderförmig aufgezo- gen und in kleinen Abständen hingen Dosen mit Steinchen dran. Das hätte ein Klappergeräusch geben sollen, wenn man dran geschüttelt hätte. Es war aber alles von Unkraut so überwuchert, das die Dosen total fest im Unkraut steckten. Wir hielten uns, wegen dem Gleichgewicht, an den Händen und schritten auch über dieses Stacheldrahthindernis. Dann standen wir (zu meiner Überraschung) in einem Kleefeld. Ich dachte „wieso kommt jetzt ein Kleefeld eigentlich hätte ich jetzt die Grenze erwartet“. Mittlerweile, etwas übermütig geworden, gingen wir nur etwas geduckt weiter. In Richtung Grenze sahen wir jetzt deutlich zwei große Lichtansammlungen; es waren Dörfer auf jugoslawischer Seite. Wir fingen an leise zu streiten. Reini wollte, dass wir zu dem linken Licht gehen, ich wollte zum rechten Licht. Ein plötzliches Klingeln beendete unseren Streit. Paul hatte mit seinem Bein eine Signalanlage ausgelöst. Ein über dem Boden gespannter Draht, der eine, in einer großen (Panzergeschoss) Patronenhülse, gespannte Feder löst. An dieser Feder befindet sich eine Kette. Wenn die Feder sich entspannt dreht sie diese Kette, die schlägt gegen die Patronenhülse und das ergibt das Klingeln (kannte ich von meinem Wacheschieben im Militärdienst). Da sich aber nichts rührte, gingen wir weiter. Wir kamen zu einem Kohlfeld. Wieder dachte ich: „Was soll dass, ich denke wir sind bald an der Grenze“. Dann sahen wir in etwa 50 m links vor uns, einen Soldaten mit seiner Laterne gehen. Wir wichen ein paar Meter nach rechts aus und da standen uns

plötzlich zwei Soldaten, die von rechts kamen, gegenüber. Mir viel das Herz buchstäblich wieder in die Hose. Ich dachte wieder: „Tja, das war's“. Ich sah mich nach einem Hund um, sah aber keinen. Ich hatte einen Stein gefunden und wollte ihn gegen die Hunde einsetzen, aber dazu kam es ja nicht. Die Soldaten meinten wir seien ihre Kameraden (wahrscheinlich waren wir gerade in die Wachablösung geplatzt). Mir kam das komisch vor, ich konnte ganz genau ihre Kleidung, die Gewehre, ja fast ihren Gesichtsausdruck erkennen. Der eine fragte: „Hei wer seid ihr?“ Reini sagte: „Wer ist das mit dem Licht?“ Der Soldat wieder: „Hei wer seid ihr?“. Reini wieder: „Wer ist das mit dem Licht?“ Dann merkten die Soldaten, dass wir nicht ihre Ablösung waren. Sie sprangen, voller Panik, von uns weg. Ich hätte es nie geglaubt, dass jemand aus dem Stand so einen Riesensatz nach hinten machen kann. Reini, der immer einen kühlen Kopf behalten hatte, meinte wir hätten viel Geld und er bot es ihnen an, wenn sie uns laufen ließen. Was dann passierte, lief für mich wie in Zeitlupe ab. Ich bin überzeugt das Gott in allem was dann geschah eingegriffen hat. Mein Sehen, Denken und Handeln funktionierte wie ein Blitz. Der eine Soldat schrie: „Stehen bleiben oder ich schieße.“ Er entsicherte sein, an einem Gurt auf der Schulter hängendes Maschinengewehr und schoss eine Salve in den Boden. Ich dachte und schrie es auch laut: „Das sind doch Platzpatronen“. Ich sah noch das hass - oder angstverzerrte Gesicht eines Soldaten und rannte in Richtung Grenze los. Erst waren sie ganz verblüfft, aber dann schoss ein Soldat nach mir. Ich spürte den Luftzog von vier, fünf Kugeln und dachte: „Doch keine Platzpatronen“. Unwillkürlich duckte ich mich, drehte den Kopf im Laufen nach hinten, es blitzte und ich sah im Blitzlicht, wie meine Kumpels wie Salzsäulen da standen. Ich sah die Wachtürme und dachte: „Aha, die Grenze ist nicht mehr weit.“ Ich lief im Zickzack weiter. Obwohl ich durch ein Feld voller Kohlköpfe Slalom lief, berührte ich keinen und stürzte auch nicht. Ich sah wie der Soldat (100 m vorne links) erst total zusammensuckte. Dann wollte er mir nachrennen, überlegte es sich aber anders und zielte auf mich. Ich rannte um mein Leben. Es zischten noch mal ein paar Kugeln über mich hinweg. Dann lief ich über ein Stück ganz feinen Acker, im Grenzjargon „der Streifen“ genannt. Das ist ein, zwei bis drei Meter breiter Streifen, direkt an der Grenze. Darin können die Soldaten täglich Spuren überprüfen. Mir schoss der Gedanke durch den Kopf: „Der Streifen“. Dann stürzte ich fast kopfüber in einen tiefen Graben, fing den Sturz mit den Armen auf, rannte sofort aus dem Graben raus, hinein in das vor mir stehende Maisfeld. Ich dachte noch: „Was ist das für eine Riesenzüchtung?“ Der war mindestens zwei Meter hoch. Ich war natürlich froh, dass mich das Maisfeld regelrecht verschluckte. Ich rannte durch dieses Maisfeld, dann durch ein Sonnenblumenfeld, dann wieder ein Maisfeld und wieder ein... Ich hörte immer noch, ganz in der Ferne Schüsse und „stehen bleiben oder ich schieße“. Mir war klar, dass das schon nicht mehr mir galt, ich war schon zu weit weg. Ich weiß nicht mehr wie viele Felder ich durchlief... Irgendwann blieb ich stehen und lauschte... es war nichts mehr zu hören. Jetzt musste ich mich orientieren und musste aufpassen, dass ich nicht aus Versehen wieder nach Rumänien zurücklaufe. Ich brach mir einen Maiskolben, er war noch weich und milchig, ich saugte dran, das stillte etwas meinen Durst. Dann entdeckte ich einen Plastiksack und las im Mondschein irgendetwas jugoslawisches: „Панчево/Pančevo“. Mein Herz tat einen freudigen Sprung. Ich fiel auf die Knie und begriff, dass ich es geschafft hatte. Mich durchströmten ein Glück und eine Kraft, wie ich sie noch nie in meinem Leben erlebt hatte. Ich dachte, ich platze

gleich vor Glück. Ich dankte Gott mit Glückstränen in den Augen. Nie habe ich mich so nahe an meinem Gott gefühlt. Ich dachte: „Wenn jetzt der Teufel käme, ich würde ihn auslachen.“ Auf jugoslawischer Seite war kein Stacheldraht, kein Soldat, nichts. Ich ging weiter und kam erst an eine Landstraße. Mittlerweile nieselte es. Als ein Auto vorbeifuhr, versteckte ich mich wieder, sah aber das jugoslawische Nummernschild und wieder durchströmte mich ein totales Glücksgefühl. Ich wollte etwas Wasser aus einer Pfütze trinken. Das Wasser schmeckte aber nach Asphalt, also spuckte ich's wieder aus. Dann ging ich auf das Licht (Dorf) vor mir zu. Erst kam ich an einer LPG vorbei, ging aber weiter und kam in ein Dorf. Es war ein sehr komisches Gefühl alleine, nachts in einem fremden Land, einem serbischen Dorf herumzulaufen. Ein Gefühl von Freiheit aber auch etwas Unsicherheit. Erst traf ich zwei Mädels (schätzte sie auf 16 bis 18 Jahre alt). Ich fragte erst auf Deutsch, dann auf Rumänisch und dann auf Englisch wo ich denn sei und wie ich nach Kikinda käme. Sie konnten nur schlecht Englisch, aber ich verstand, dass das Dorf Banatsko Veliko Selo hieß (gehört zum Bezirk Kikinda). Sie erklärten mir auch das Kikinda in der Richtung lag, aus der ich gekommen war. Ich fragte sie noch ob ich mich irgendwo waschen könnte, etwas essen und trinken könnte. Sie hatten aber Angst mir zu helfen. Sie gaben mir zu verstehen, dass sie mich nicht verraten würden, aber der Bruder von einer sei... ich kombinierte... entweder Soldat oder Polizist. Ich verabschiedete mich und kehrte um. Ich kam an einem Hof der verlassen aussah vorbei, ging rein, wusch mich an der Wasserpumpe und trank mich satt. Ich sah dort ein Fahrrad stehen und spielte kurz mit dem Gedanken meinen Weg damit fortzusetzen, verwarf aber den Gedanken. Ich dachte: „Wenn Gott dir bis her geholfen hat, musst du nicht stehlen, um weiterzukommen.“ Dann kam ich an einem Haus vorbei und traf auf eine Gruppe plaudernder Jugendliche. Ein Mädchen und zwei Jungs standen im Fenstersims des Hauses und zwei Jungs standen davor. Ich sprach auch diese Gruppe erst auf Englisch dann auf Rumänisch und zuletzt auf Deutsch an. Zu meiner Verblüffung konnte das Mädchen sehr gut deutsch. Sie erklärte mir, dass sie in der BRD mit ihren Eltern lebt und jetzt gerade in Serbien Ferien mache. Sie waren alle sehr nett und stellten mir jede Menge Fragen. Ich musste erzählen wer ich sei, von wo ich komme, wieso ich kein Soldat sei, obwohl ich so aussehe (mit meinem kakifarbenen Hemd und den kurzen Haaren). Ich antwortete auf alles fröhlich und entspannt und das Mädchen übersetzte. Ich bat auch hier um etwas zu essen und zu trinken (anscheinend war ich völlig dehydriert). Sie holten mich in den Hof und brachten mir jede Menge Brötchen, Butter, Tomaten und Leberpastete. Ich konnte gar nicht so viel essen. Sie packten mir noch eine Tüte voll Essen. Ich wusch mich wieder und trank Wasser. Sie gaben mir auch eine alte Hose zum anziehen, weil meine völlig nass war. Ich bat sie noch eine Postkarte an meine Eltern zu schicken und schrieb ihnen den Text und die Adresse auf. Der Text lautete „Bin glücklich in Jugoslawien angekommen, Helmut“. Das war ihnen unangenehm. Ich spürte ihre Angst, bei dieser Bitte. Im Nachhinein weiß ich, eine Postkarte wurde nie verschickt. Als wir uns noch auf dem Hof unterhielten, ging ein Mann über den Hof. Er sah mich irgendwie komisch (sehr feindselig) an, ging aber wortlos weiter. Ich bedankte mich und verabschiedete mich mit Handschlag, von den Jugendlichen. Ich verließ den Hof und ging in Richtung Kikinda. Ich dachte, ich gehe dort durch die Stadt und wenn ich ein Auto mit deutschem Kennzeichen sehe, spreche ich denjenigen an, ob er mich bis zur österreichischen Grenze bringen könne. Ich war zwar müde und hätte mich am liebsten

in ein Maisfeld zum Schlafen hingelegt, aber da es mittlerweile regnete, ging ich weiter. Da man mir anscheinend nicht so richtig abnahm, dass ich kein rumänischer Soldat sei, warf ich das Hemd das ich anhatte, ins Maisfeld. Ich hatte die Stadt schon fast erreicht und sah die ersten Häuser, da holte mich ein Auto ein. Am Steuer saß der Mann der mich auf dem Hof so komisch angeschaut hatte. Er hielt an, kurbelte sein Fenster runter und bot mir an, mich für 500 Lei nach Belgrad zu bringen. Obwohl ich ein komisches Gefühl dabei hatte, stieg ich ein und dachte: „Prima, was Besseres kann mir gar nicht passieren. Dort ist die Wahrscheinlichkeit noch größer, ein Auto mit deutschen Kennzeichen anzutreffen.“ Ich versuchte mich auf rumänisch, englisch, deutsch verständlich zu machen, aber er schien nichts zu verstehen. Ich versuchte ihm klarzumachen, mein Vater sei in Frankfurt und ich wolle zu ihm. (Eigentlich war es mein Onkel aber wie sagt man Onkel auf Serbisch?) Ich sagte so etwas wie: „Moi tata Frankfurt“ und zeigte ich wolle zu meinem `tata`. Er nickte, als würde er verstehen, aber dann merkte ich wie er die Hauptstraße verließ und über kleine Seitenstraßen fuhr. Das machte mich schon etwas skeptisch und ich dachte noch: „Na... der wird doch nicht zur Polizei fahren?“ Aber schon hielt er vor einer Polizeistation, wo ich offensichtlich schon erwartet wurde, da schon zwei Mann draußen warteten. Wir stiegen aus und der Fahrer hielt mich gleich am Arm fest und wollte mich den Polizisten übergeben. Ich riss meinen Arm frei und sagte auf deutsch: „Was soll das, ich bin doch kein Dieb“ machte das Zeichen für Nein und Stehlen mit der Hand und ging friedlich zu den Polizisten. Die führten mich rein, durchsuchten meine Sachen und nahmen mir alles bis auf die Kleidung ab. Die Schnürsenkel musste ich auch abmachen und abgeben. Als sie mich zur Zelle führten fiel mir noch auf; „Mann, ist das hier aber alles total sauber“. Sie sperrten mich in eine Zelle, mit nur einem Holzbett und einer Decke. Da Kikinda quasi gegenüber von Hatzfeld ganz in der Nähe der rumänischen Grenze liegt, kam die Angst in mir wieder hoch. Ich dachte: „Was ist, wenn die mich jetzt einfach wieder abschieben?“ Ich betete wieder intensiv und schilderte Gott meine Angst. Nachher schaute ich mich im Raum um und fand hinter dem Heizkörper Spuren von rumänischen Gefangenen. Eine rumänische Münze und ein paar Kritzeleien in rumänischer Sprache, Schweinerein und obszöne Sachen über das rumänische Ceauşescu Paar. Dann zog ich meinen Pulli und die Schuhe aus, legte mich aufs Bett und schlief ein. Nach ein paar Stunden wachte ich auf als das Schloss zur Zelle aufgeschlossen wurde. Ich zog meinen Pulli und die Schuhe an. Herein kam ein sympathischer junger Mann, gab mir eine Tüte mit etwas Essbarem und ging wieder. In der Tüte waren zwei riesige, belegte Brötchen (das dreifache eines Hamburgers). Die Brötchen waren mit Käse, Wurst und Gurken belegt. Ich aß eines davon, mehr konnte ich nicht. Nach einigen Minuten kam der Mann wieder und nahm mich mit in sein Büro im ersten Stock des Gebäudes. Auch hier fiel mir auf wie sauber alles war. Im Büro wartete eine junge, schlanke, dunkelhaarige Schönheit, die sich als Dolmetscherin für rumänisch serbisch entpuppte, auf uns. Ich wurde über alle Einzelheiten und Motive meiner Flucht ausgefragt und gab bereitwillig über alles Auskunft. Ich weiß noch wie der Mann sich wunderte, als ich erzählte, dass die rumänischen Soldaten auf mich schossen, obwohl ich schon fast auf jugoslawischer Seite war. Wunderte er sich, dass die rumänischen Soldaten in Richtung Jugoslawien geschossen hatten? Sie hätten ja, wären jugoslawische Soldaten da gewesen, diese verletzen, ja sogar töten können. Oder hatte er sich nur gewundert, dass ich obwohl auf

mich geschossen wurde, einfach weitergelaufen war? Nach dem Verhör wurde ich in die Zelle zurückgebracht und nach ein paar Minuten wurde ich in eine viel kleinere Zelle gebracht. Dann holten sie mich wieder in den zweiten Stock. Sie machten Fotos von mir (so richtig mit einem Nummernblock) von vorne, von der Seite. Dann nahmen sie meine Fingerabdrücke. Da ich mich eigentlich unschuldig fühlte, war das ein komisches Gefühl, wie ein Verbrecher behandelt zu werden. Anschließend brachten sie mich in ein Gebäude gegenüber. Dort wurde ich von einem Richter (die hübsche Dolmetscherin war auch da und übersetzte wieder alles) zu zwanzig Tagen Haft verurteilt. Der Richter meinte, das sei die Mindeststrafe für jemanden der Jugoslawien illegal betreten hätte. Danach wurde ich von zwei Riesen so an die 1,90 (na ja ich bin nur 1,68 groß) abgeholt. Der eine schwang seinen Schlagstock und sagte lachend: „Ceașescu, Ceașescu“. Was ich aber nicht sehr amüsant fand. Ein kleiner, gemütlicher, etwas rundlicher Polizist, der ihnen meine Sachen übergab, musste wohl meine Angst bemerkt haben, er sagte väterlich, beruhigend: „Nema Ceașescu, nema Ceașescu“ was soviel wie: „Nein Ceașescu, nein Ceașescu“ bedeutete. Ich wurde zu einem Auto gebracht und weiß noch wie der eine mich von oben bis unten taxierte und die Handschellen, die er mir anlegen wollte, wieder wegsteckte. Als wir losfuhren betrachtete ich ängstlich die Gegend. Gedanken wie: „Fahren wir jetzt in Richtung Rumänien? Werde ich doch abgeschoben?“ schossen mir durch den Kopf. Als ich anhand von Schildern sah, dass wir in Richtung Belgrad fahren, durchschoss mich wieder ein Glücksgefühl. In Richtung Belgrad zu fahren, bedeutete doch, dass wir von der rumänischen Grenze weg führen. Sie brachten mich in das Gefängnis von Zrenjanin. Dort wurde ich anderen Polizisten (Wärtern) übergeben und ein anderer, verängstigter, älterer Mann, wurde abgeführt. Man nahm mir wieder alles ab (Uhr, Geld, Schnürsenkel) und ich wurde zum Duschen aufgefordert. Dann wurde ich, über eiserne Treppenstufen, zu einem älteren Arzt gebracht, der mich untersuchte. Danach wurde ich in den zweiten Stock zu einer Zelle geführt. Im vorbeigehen sah ich noch, wie die einzelnen Etagen, in der Mitte mit Fangnetzen getrennt waren. Dann wurde eine Zelltür aufgeschlossen und ich trat in die Zelle. Da standen an die zwanzig Mann, lauter finstere Gestalten, schön in zwei Reihen aufgestellt und sahen mich an. Ich hatte echt Angst, dass man mich jetzt zusammenschlägt und vergewaltigt. Ich grüßte auf rumänisch: „Bună“ (was soviel wie guten heißt). Zu meiner Verblüffung und Erleichterung (ich hatte eigentlich lauter Jugoslawen erwartet) grüßten fast alle rumänisch: „Bună ziua“ (guten Tag) zurück. Einer hatte deutsch zurückgegrüßt. Als der Wärter ging, stürzten alle auf mich zu und überhäufte mich mit Fragen. Wer ich sei, ob ich Zigaretten hätte, von wo ich käme usw. Ich beantwortete in der Hektik, soweit es ging, alles und dann stellte ich auch meine Fragen. Als erstes fragte ich ob ein Deutscher dabei sei, ich hätte doch einen deutschen Gruß gehört. Und tatsächlich es waren zwei dabei. Ein Banater Schwabe und ein Mann aus Ost-Berlin. Der Mann aus Ost-Berlin hieß Wolfgang, das habe ich mir gemerkt weil die Rumänen immer Wolfram zu ihm sagten. Kurz danach hörte man wieder den Schlüssel an der Zellentür und alle stellten sich schnell wieder in Reihen auf. Ein Wärter kam rein und brachte mir etwas zu essen. Als ich nicht essen wollte, stopfte er mir, seinen Schlagstock schwingend, ein Stück Fleisch in den Mund. Ich lachte, aß und alle anderen lachten mit. Als er ging, verteilte ich das Essen an die Anderen, die es gierig aufaßen. Jetzt konnte ich in Ruhe nachzählen, es waren 21 Mann in der Zelle. Die meisten 25 bis 35

Jahre alt. Zwei waren über 60. Am gleichen Tag wurde noch ein junger Mann in unsere Zelle gebracht. Die Zelle war sehr spartanisch eingerichtet. Auf dem Boden lagen für jeden je zwei Matratzen übereinander und Decken. Für die Notdurft gab es ein mit einem Holzdeckel zugedecktes Fass. Zum Waschen gab es auf einer Bank eine Schüssel. Dann gab es noch zwei Eimer mit Wasser und eine Tasse zum Trinken. Pinkeln konnte man jederzeit aber das große Geschäft sollte man, aus Rücksicht auf die Anderen, bitte erst nachts erledigen. Morgens wurde die Zellentür aufgemacht und zwei von uns mussten sich melden und durften dann, im Eiltempo, im Bad nebenan das Wasser in den Eimern frisch nachfüllen, das Fass leer machen und sauber spülen. Dieser Dienst war sehr begehrt und mich wunderte, warum alle anderen so scharf darauf waren, die Exkremete der anderen wegzuspülen? Erst als mir einer erklärte man könnte sich im Bad schnell mit frischem Wasser den Oberkörper abwaschen, was bei der Hitze sehr angenehm war, wurde dieser Dienst auch für mich sehr erstrebenswert.

Wir mussten uns immer absprechen, wer ihn als nächster machen darf. Später als genug Zeit und Ruhe dafür da war, erfuhr ich jede einzelne Fluchtgeschichte meiner Zellinsassen. Wolfgang war zusammen mit seiner Frau Martina über Ungarn erst nach Rumänien geflohen und hatte eine Nacht in einem Hotel geschlafen. Am nächsten Tag wurden sie von einem deutschen Urlauber, den sie einfach angesprochen hatten, mit dem Auto in Richtung Grenze mitgenommen und wurden dann bei einem Maisfeld raus gelassen. Von dort sind sie dann einfach nach Jugoslawien geflohen. Er meinte im Vergleich zur innerdeutschen Grenze seien diese Grenzen fast lächerlich einfach zu überwinden. Seine Frau war im selben Gefängnis, in einer Frauenzelle untergebracht. Dabei wollten sie eigentlich nur von Ost-Berlin nach West-Berlin (was für ein Umweg). Wolfgang hatte auch ein schönes Veilchen an einem Auge. Er wurde beim serbischen Verhör zusammengeschlagen, weil er immer wieder behauptet hatte, er sei ein westdeutscher Tourist. Erst als sie ihm drohten auch seine Frau zusammenzuschlagen, gab er zu, ein Ostberliner zu sein.

Der junge Mann der am gleichen Tag wie ich eingeliefert wurde hatte seinen Militärdienst an der Grenze gemacht. Nach dem Militärdienst wollte er mit zwei Kumpels genau an der Stelle über die Grenze an der er seinen Dienst geleistet hatte. Zu seiner Verblüffung hatte man mittlerweile vieles geändert und die Zäune versetzt. Als sie dann plötzlich und unerwartet Soldaten gegenüberstanden, war er einfach geflohen und wusste, wie ich bei meiner Flucht, nicht was mit seinen Kumpels geschehen ist. Zwei Sechzehnjährige hatten bei einer Fete mit ihren Kumpels gewettet, dass sie den Mut haben über die Grenze zu gehen. Nachdem sie sich noch etwas Mut angesoffen hatten, waren sie einfach über die Grenze marschiert. Als sie dann realisierten was sie gerade gemacht hatten, wären sie am liebsten wieder zurück. Aber da sie nun mal da waren, wollten sie jetzt nach Australien oder Kanada. Zwei Vierundzwanzigjährige hatten auch zu viel gesoffen, waren dann grölend und singend über die Grenze marschiert. Sie hatten sogar noch am Stacheldrahtzaun gerüttelt und hatten ausgelassen herumgebrüllt, aber es war kein Soldat da und so waren sie einfach weitergegangen. Bei einer anderen Gruppe waren die Männer mit ihren Taschen auf dem Kopf und dem Wasser bis zum Hals durch einen Kanal gegangen und hatten auch

noch einen Stacheldrahtzaun mit Selbstschussanlagen überwunden. Es waren etliche dabei die schon mehrere Fluchtversuche und Gefängnisaufenthalte hinter sich hatten. Da sie aber als Vorbestrafte keine Zukunftsperspektive in Rumänien hatten, versuchten sie immer wieder zu fliehen. Zwei davon waren sogar schon über sechzig. Ich hatte immer gedacht sie seien achtzig, aber ich glaube mit meinen zweiundzwanzig schienen mir sechzigjährige einfach schon sehr, sehr alt zu sein.

Es waren auch einige Baptisten dabei, die wegen ihrem zu offen gelebten Glauben in Rumänien verspottet und inhaftiert wurden. Sie waren dann aus lauter Frust geflohen und wollten ihren Glauben im Westen frei ausüben. Sie erzählten nur sehr verhalten von ihrem Glauben und es tut mir Leid, dass ich mich damals gescheut habe sie mehr über ihren Glauben auszufragen. Einer von ihnen spielte fantastisch Schach. Keiner konnte ihn schlagen und er hatte mir ein paar Tricks beigebracht. Meine Zellinsassen waren fast ausnahmslos sehr nette Burschen. Wir spielten Schach, gingen in der Zelle auf und ab und erzählten uns alles Mögliche aus unserem Leben. Man träumte mit offenen Augen und schmiedete Zukunftspläne. Die mit Familien machten sich Sorgen um Frau und Kinder. Zweimal am Tag wurden wir in den bewachten Gefängnishof gebracht und durften dort unsere Runden drehen. Ich nutzte diese Zeit indem ich sehr intensiv betete. Ich war sehr gespannt, wie Gott weiter in meinem Leben wirken wird. Was hatte er mit mir vor? Wie ging es weiter? Die Raucher unter uns sammelten die Zigarettenstumpfen auf, um sie später auf der Zelle zu rauchen. Es waren ein paar Jungs dabei, die schon in Rumänien, Gefängniserfahrung gemacht hatten. Ich schätze mal, die wussten wie man Sachen beschafft und in die Zelle schmuggelt. Auf alle Fälle gab es Nadel und Faden, Streichhölzer, ein Schachspiel, Seife zum Waschen der Kleidung. Am Wochenende durften wir alle duschen und uns rasieren. Die Wärter waren ziemlich nett, wenn auch sehr streng. Man musste sich immer schnell in Reihen aufstellen, wenn einer die Tür aufschloss oder auch nur durch die Türklappe schaute.

Morgens mussten wir die Matratzen auf denen wir geschlafen hatten aufeinander legen und die Decke gefaltet drauflegen. Liegen durften wir tagsüber nicht mehr und wehe man wurde dabei erwischt. Wenn man nicht schnell spurtete gab es Schläge mit dem Schlagstock. Ein Wärter konnte rumänisch (war anscheinend ein serbischer Rumäne), aber ausgerechnet dieser war meistens total unfreundlich. Ich glaube seine Kollegen zogen ihn wegen seinen rumänischen Landsleuten auf und da er sich schämte, ließ er seinen Frust an uns aus. Das Essen kriegten wir portionsweise durch eine Klappe in der Zellentür. Es war nicht schlecht aber sehr kalorienarm. Nach ein paar Tagen hatte ich bereits einen Riesen Hunger und sehnte jede Mahlzeit herbei. Jetzt hätte ich das Essen von meinem Ankunftstag auch so gierig, wie die Anderen damals, verschlungen. Nachmittags gab es immer Kino. Es lief immer der gleiche Film: „Die Bäckerei“ oder „Das Hörnchen“. Die Sonne schien ab einer gewissen Uhrzeit durch das Zellenfenster. Der Schatten des Zellfenstergitters auf der Wand, sah wie ein sich veränderndes Hörnchen oder Baguette aus. Jeden Nachmittag sah das Hörnchen ein bisschen anders als am Vortag aus und wir stierten auf die Wand und hatten wirklich unseren Spaß daran. So vergingen die Tage. Wer seine zwanzig Tage abgesehen hatte kam raus und neu erwischte Flüchtlinge kamen rein. Wenn man „ein alter Hase“ war, merkte man wie eingeschüchtert die „Neuen“ erst waren. Genau so hatte ich mich sicher am Anfang

auch verhalten. Ich war immer sehr bemüht den „Neuen“ die Angst zu nehmen und erklärte ihnen freundlich wie der Hase läuft. Ich sah genau wie sie am Anfang ihre Mühe beim Pinkeln hatten. Genau so war es auch mir ergangen. Man hatte das Gefühl alle schauen einem zu und konnte trotz Riesendruck auf der Blase, einfach nicht pinkeln. Erst nachts im Dunkeln als die meisten schliefen, klappte es. Nach zwei, drei Tagen war das kein Thema mehr. Was mich verblüffte, war wie gut informiert alle Rumänen waren. Die wussten genau wie es mit uns weitergeht. Und zwar kamen wir nach diesem Gefängnis in ein anderes „Warte-Gefängnis“. Dort warteten die Rumänen, dass sie nach Triest oder ein Lager in Österreich überführt wurden, wo sie dann Sprachen ihrer Wahl lernen konnten und darauf warteten, dass das Land, wo sie hinwollten (Kanada, Australien), sie annimmt. Wir Deutsche konnten, mit Hilfe der deutschen Botschaft, in die BRD einreisen.

Als der 23. August nahte hatten wir dann doch Angst, die Serben könnten den Rumänen zu ihrem Nationalfeiertag ein Geschenk machen, indem sie uns abschieben. Wir waren sehr erleichtert als der Tag rum war und sich nichts derartiges getan hatte. In Rumänien wurden oft an diesem Feiertag sehr viele Häftlinge begnadigt. Ich hätte nie geglaubt das zwanzig Tage so lang sein können. Manchmal hatte ich das Gefühl ich zähle jede Sekunde und die Zeit bleibt einfach stehen. Dann waren meine zwanzig Tage endlich auch rum. Ich und der Andere, der am gleichen Tag eingesperrt wurde, wurden abgeholt. Wir erhielten all unsere Sachen und die gleichen Wärter, die mich aus Kikinda eingeliefert hatten, brachten uns mit einem Pkw in ein anderes Gefängnis neben Belgrad. Hier brachte man uns in eine große Zelle in welcher mindestens 250 Personen, Männer und Frauen, waren. Hier traf ich alle wieder, die vor uns aus Zrenjanin entlassen wurden. Hier war alles, was in der letzten Zeit nach Jugoslawien geflohen war, inhaftiert. Ich machte mir etwas Sorgen um die handvoll Frauen die dabei waren, war aber entschlossen ihnen zu helfen, falls ihnen jemand was antun wollte. Es waren ca. 100 Etagenbetten in dem Raum (ich fragte mich schon, wie wir denn alle schlafen sollten). An den Wänden hatten viele ihren Frust mit total obszönen Sprüchen und Karikaturen hinterlassen. Die Familie Ceaușescu spielte dabei meistens die Hauptrolle. Ich erfuhr, dass die Zelle vor einigen Tagen noch offen gewesen war und man freien Zugang zum Hof hatte. Aber nach einer Schlägerei mit den jugoslawischen Gefängnisinsassen bei einem Fußballspiel hatte man die Rumänen, um Eskalationen zu vermeiden, in der Zelle eingesperrt.

Die jugoslawischen Häftlinge konnte man jetzt durchs Fenster im Hof beim Fußballspiel beobachten. Auch hier wurden mir viele Fluchterlebnisse geschildert. Eine Gruppe Banater Schwaben hatte alles minutiös geplant. Mit Kompass und einer Militärkarte, in der jeder Strauch, jeder Graben und Hügel eingezeichnet war, waren sie beladen mit Koffer und Rucksäcken, von ihrem Anführer sicher gelotst rübermarschiert. Hier erfuhr ich auch, dass die Banater Schwaben in Kikinda in der Zelle nebenan gesessen hatten und dass sie eine Zelle mit fließendem Wasser und Klo hatten. Warum war ich und Wolfgang in die: „rumänische Zelle“ gekommen? War die: „deutsche Zelle“ überfüllt oder wurden wir als besonders gefährlich eingestuft? Ein junges Mädels erzählte mir vom spannendsten Moment ihrer Flucht. Sie und ein paar Jungs waren schon bis zum Knie in die Donau gegangen, als ein Grenzsoldat

auftauchte. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe jedem ins Gesicht, schaltete die Lampe aus und ging ohne ein Wort zu sagen weiter. Sie waren dann einfach rüber geschwommen. Wobei einfach untertrieben ist, daß die Donau fast im ganzen Grenzverlauf eine sehr starke Strömung hat. Ein älterer Bulgare (damals erschien mir alles was über vierzig war älter zu sein) erzählte mir auf Englisch von seiner Flucht. Er hatte, wenn man die Donauströmung bedenkt, eine spitzen Schwimmleistung vollbracht. Er war an einem Stück, wo die Donau Bulgarien und Rumänien trennt, nach Rumänien geschwommen, war ein Stück bis dahin gelaufen wo die Donau Rumänien und Jugoslawien trennt, um nachher wieder über die Donau nach Jugoslawien zu schwimmen. Ihm folgte, als er entdeckt wurde, von rumänischer Seite ein Patrouillenboot. Er wurde aber auch von einem gerade vorbeifahrenden Schlepper entdeckt. Dieser schob sich zwischen ihn und das Patrouillenboot, so dass er genug Zeit zum rüber schwimmen hatte. Er wollte zu seinem Sohn nach Australien. Ein Zigeuner hatte auf einer rumänischen Hochzeit mit seinem Saxophon Musik gemacht und hatte sich anschließend samt Saxophon auf einen Lkw-Schlauch hingelegt und sich von der Donau treiben lassen. Die Strömung trug ihn, ehe er sich versah, auf die jugoslawische Seite. Eigentlich hatte er nie eine Flucht geplant, aber als er dann plötzlich in Jugoslawien stand, spielte er vor Freude auf seinem Saxophon, bis er von Jugoslawen abgeführt wurde. Ein Banater Schwaben Lehrerehepaar aus Gottlob (oder Grabatz?) wunderte sich, dass ich zwischen Ostern und Großkomlosch geflohen war. Sie meinten sie kennen die Offiziere die dort Dienst hatten; die seien extrem brutal und gehässig, darum hätten sie eine Flucht dort nie gewagt.

Na ja, je länger ich über meine und manch andere Fluchtgeschichte nachdenke, umso mehr erhärtet sich mein Eindruck, dass bei vielen Fluchtgeschichten Gebete und das Eingreifen Gottes eine große Rolle gespielt haben. Im Laufe des Tages wurden zwei Männer aus Erfurt in die Zelle gebracht. Ich sah schon wieder diese Angst die Ungewissheit (was geschieht jetzt mit mir) in ihren Gesichtern. Als sie deutsch grüßten, grüßten wir (alle Deutschen hatten sich mittlerweile zu einer Gruppe zusammengefunden) deutsch zurück. Sie stürzten sofort mit leuchtenden Augen auf uns zu und überhäuften uns mit Fragen. Als wir ihnen erklärten wie es weitergeht, konnte man richtig sehen, wie sich ihre Gesichter entspannten. Da sie bis jetzt immer nur mit Rumänen inhaftiert waren und kaum Englisch konnten, hatten sie nie erfahren wie es weitergeht. Den einen, verstand ich mit seinem thüringischen Dialekt nur sehr mühsam. Der andere, ein Taxifahrer, sprach ein schönes, verständliches Hochdeutsch. Sie waren mir sofort sehr sympathisch aber leider kann ich mich an ihre Namen nicht mehr erinnern. Die Zwei hatten Urlaub in Ungarn gemacht. Hatten Auto und fast alles was sie dabei hatten zurückgelassen und waren von Ungarn über die Grenze nach Jugoslawien geflohen. Der Eine hatte nur noch eine Lederjacke über seinem nackten Oberkörper an. Alles andere hatte er auf der Flucht verloren. Irgendwann im Laufe des Tages wurde ein Riesenbottich mit etwas Essbarem und Brot rein gebracht, aber keiner interessierte sich so recht dafür. Obwohl es mittlerweile sehr spät geworden war, legte sich keiner hin. Wie denn auch? Für ca. 250 Menschen waren nur ca. 100 Betten vorhanden. Es hatten sich lauter Gruppen gebildet und es wurde rege erzählt, geplaudert und gelacht. In der ersten Nacht wurden alle Nichtdeutschen aufgerufen und aus der Zelle weggeführt. Einer, der nicht aufgerufen wurde, weinte und wollte

unbedingt mit seinen Freunden mit. Des Rätsels Lösung war, dass er einen deutschen Großvater hatte und darum nicht mit den Rumänen aufgerufen wurde. Er durfte aber am nächsten Tag nach langen Aufklärungsgesprächen zu seinen rumänischen Freunden. Am nächsten Tag kam ein UNO-Angestellter aus Belgrad, um die schon registrierten Deutschen nach Belgrad mitzunehmen. Er registrierte dann auch die noch übrig gebliebenen Deutschen. Da er kein Deutsch aber gut Englisch sprach, machte ich für alle den Dolmetscher. Am nächsten Tag holte uns der UNO-Angestellte mit einem Kleinbus ab. Er brachte uns nach Belgrad zu einem UNO-Büro. Ich war etwas irritiert, weil auch die schöne Dolmetscherin aus Kikinda plötzlich in dem Büro auftauchte und ich ihr Auftauchen nicht so recht zuordnen konnte. Anscheinend arbeitete sie auch für das UNO-Büro. Dann machte man mit einer Polaroidkamera Passfotos von uns und der Mann rief die deutsche Botschaft an, um unseren Besuch anzumelden. Er zeigte uns auf einem Stadtplan unseren Standort und erklärte uns den Weg zur Botschaft. Wir wurden darauf hingewiesen, dass wir nachher wieder beim UNO-Büro vorbei müssten, weil alle weiteren Formalitäten vom UNO-Büro erledigt werden mussten (Ausreisevisa Jugoslawien, Einreisevisa Österreich, Hotelbuchung für eine Nacht und Ticketkauf für die Bahnreise).

Als wir das Büro verließen, wäre ich vor Freude am liebsten nur noch herumgehüpft. Ich konnte es kaum fassen, dass wir uns endlich frei bewegen konnten. Wir liefen zur deutschen Botschaft und waren froh, dass man uns dort schon erwartete und ein freundlicher Uniformierter uns reinwinkte. Wir wurden zu einem Büro gebracht, wo ein Angestellter und seine Sekretärin uns erst freundlich begrüßten. Danach rümpfte er aber die Nase und meinte, ohne beleidigend zu wirken, wir sähen furchtbar aus und würden auch erbärmlich stinken. Wir erklärten ihm, dass wir durch unseren Gefängnisaufenthalt leider nichts dafür könnten. Er bat die Sekretärin (in einem sehr tontigen Ton) etwas Lavendel zu bringen und als diese eine Sprühflasche brachte, versprühte er von dem Inhalt in dem Raum. Wenn wir nachher von ihm sprachen, nannten wir ihn nur noch „Lavendel“. Er ließ dann auch für unseren „Lederjaken“-Erfurter ein T-Shirt bringen, weil er ja nur mit Lederjacke auf nacktem Oberkörper skandalös aussähe. Es herrschte eine lustige, ausgelassene Stimmung.

Er nahm alle unsere Daten auf und mir fiel auf, dass dem Großvater väterlicherseits eine besondere Rolle bei dieser Datenerfassung zukam. Danach erhielten die Erfurter den grünen Bundesdeutschen Pass. Das Banater Ehepaar und ich bekamen einen grauen Fremden-Reisepass. Jeder von uns erhielt einen Geldbetrag (150 DM?) mit dem Hinweis, dass wir ihn eventuell in der BRD zurückzahlen müssten. Wir bedankten uns, verabschiedeten uns und liefen zum UNO-Büro. Dort wurden uns die Pässe für das Erledigen der Visa -Formalitäten abgenommen. Der Uno-Angestellte brachte uns zu einem Hotel in Bahnhofnähe. Dort bekamen wir zwei Zimmer. Eins für das Banater Ehepaar und eins für die Erfurter und mich. Nachdem wir alle gebadet hatten, gingen wir in Belgrad spazieren. Das Freiheitsgefühl verlieh uns regelrecht Flügel, wir schwebten mehr als wir gingen und blieben staunend an so manchem Schaufenster stehen. Am Bahnhof schauten wir uns die Züge an und freuten uns, dass wir am nächsten Tag von dort losfahren würden. Später im Hotel, es war schon dunkel geworden und wir konnten nicht einschlafen, ging ich mit dem Erfurter Taxifahrer

wieder zum Bahnhof. Er sagte immer wieder zu mir: „Helmut, schau dir das an, - Deutsche Bundesbahn - schau dir diese schönen Züge an“. Wir schauten uns glücklich die Züge mit der Aufschrift „Deutsche Bundesbahn“ an und wir fieberten der Abfahrt entgegen. Am nächsten Tag erhielten wir unsere Pässe und die Fahrkarten und marschierten zum gegebenen Zeitpunkt zum Bahnhof und stiegen in unseren Zug ein. Wir hatten ein Abteil für uns. Ab dem Zeitpunkt wo der Zug losfuhr, klebte ich fast nur noch am Fenster und konnte mich gar nicht an allem satt sehen. Mir fiel auf, dass es irgendwie immer schöner wurde. In Kroatien war schon alles sauberer, gepflegter und es brannten auch mehr Lichter als in Serbien. Wobei Serbien schon eine riesige Steigerung zu Rumänien gewesen war. Ich sah auch Reklame und Kinoanzeigen mit eindeutig erotischer Botschaft. Ich kam aus dem Staunen nicht raus, so viel Freizügigkeit hatte ich noch nie gesehen. Irgendwann, vor der österreichischen Grenze, wurden unsere Pässe von zwei Beamten kontrolliert. Bei den grünen BRD Pässen sagten sie nichts aber als sie unsere grauen Pässe durchschauten schimpfte ein Beamter wie ein Rohrspatz auf Jugoslawisch und er drohte uns mit der Faust. Wir verstanden kein Wort und er ignorierte unsere deutschen und englischen Klärungsbemühungen. Er warf unsere Pässe auf den Boden, drohte uns wieder mit der Faust und sie gingen weg. Anscheinend passte es ihm nicht, dass wir kein Einreisevisum für Jugoslawien hatten (woher denn auch, wir waren ja illegal eingereist). Bei uns kam die Angst hoch, man könnte uns doch noch so kurz vor der Grenze aus dem Zug rausholen. Danach kamen die österreichischen Beamten und die hatten bei der Passkontrolle gar nichts zu beanstanden. Als der Zug dann die Grenze passierte, jubelten wir alle glücklich. Endlich waren wir wirklich frei.

Der beklemmende Eiserner Vorhang hinter uns zum Osten schloss sich und der strahlende Vorhang vor uns zum Westen ging auf. Mir war als könnte ich die Freiheit endlich betasten und schmecken. Es war mittlerweile dunkel geworden aber ich klebte immer noch am Fenster und fand alles was ich sehen konnte einfach toll. Wir fuhren an wunderschönen Tannen vorbei. Dann die beleuchteten Dörfer und Städte, die Bahnhöfe, die tollen Autos die vorbeifuhren. Ich kam mir wie in einem Märchen, in einem Traum vor. Die Anderen waren mittlerweile eingeschlafen aber ich fand immer noch alles so aufregend, dass ich weiterhin die ganze Nacht staunend am Fenster klebte. Als wir dann die Grenze zur BRD überschritten, waren wir wieder freudig überrascht wie locker die Grenzbeamten mit uns umgingen und lachten herzlich bei der Frage ob wir was zum verzollen hätten. Wir hatten nur unsere Kleider am Leibe, waren aber glücklich und frei. Am Münchener Hauptbahnhof mussten unsere zwei Erfurter umsteigen. Nach einer herzlichen Verabschiedung, bei der auch ein paar Tränen flossen, fuhren sie mit einem anderen Zug in Richtung Göttingen. Ihr Ziel war das Flüchtlingslager Friedland. Ich habe sie leider nie mehr gesehen und da ich mir ihre Namen nicht aufgeschrieben und auch nicht gemerkt habe kann ich sie auch nicht suchen. Das Banater Ehepaar und ich fuhren weiter nach Nürnberg. Unser Ziel war das Flüchtlingslager Nürnberg. Auch hier wurden wir erst registriert, dann erhielten wir neue Kleidung und eine Sammelunterkunft. Wir wurden in einem Zimmer mit sechs Betten untergebracht, Männer und Frauen zusammen. Mein sehr nettes Banater Ehepaar bekam gleich Besuch und dieser nahm sie gleich mit. Auch sie hab ich nie wieder gesehen und ihre Namen weiß ich leider auch nicht mehr. Da auch die Anderen,

die in diesem Zimmer untergebracht waren, jemanden besuchten, blieb ich in der ersten Nacht alleine mit einer Ärztin im Zimmer. Wir hatten die ganze Zeit deutsch gesprochen. Als es dunkel wurde und wir in unseren Betten lagen, merkte ich, dass sie Angst bekam weil sie mit mir alleine im Zimmer war. Sie redete plötzlich Siebenbürger Sächsisch mit mir und ihre Stimme zitterte leicht. Bei dem Klang meiner Muttersprache wurde mir ganz warm ums Herz und ich dachte: „Mein Gott, warum hast du vor mir Angst, nie, nie würde ich dir was antun, im Gegenteil, ich würde dich wie ein Löwe beschützen“. Nach ein paar Tagen, als alle Formalitäten erledigt waren, fuhr ich weiter nach Offenbach. In Offenbach wurde ich in einem Flüchtlingslager im Stadtteil Bürgel untergebracht. Hier teilte ich mir ein Zimmer mit drei Polendeutschen von denen aber nur einer Deutsch sprach. Die Küche und das Bad wurden noch von zwei anderen Zimmern mitbenutzt. Da ich kaum mit jemandem reden konnte und ausgerechnet der Mann der Deutsch konnte fast immer besoffen war, unter mir schlief und sich zu allem Überdross oft in die Hose machte, hielt es mich nicht lange in Offenbach. Ich ging ab und zu vorbei und holte meine Post ab aber eigentlich war ich die meiste Zeit in Frankfurt bei meiner Patentante Agnetha und meiner Cousine Erika und ihrem Mann Dorin (er hat auch am 11. August Geburtstag). Oft war ich auch bei meinem Onkel Stefan. Ich machte erst meinen Führerschein, dann begann ich mit meiner Ausbildung zum Straßenbahnfahrer bei den Stadtwerken Frankfurt und fand eine Wohnung in Frankfurt Seckbach.

Endlich war ich am Ziel meiner Träume angekommen. Erst in der BRD erfuhr ich, dass Reini die Flucht auch gelungen war. Er war an der Grenze erst zum Stacheldrahtzaun zurück gerannt. Hatte sich dort auf den Bauch hingelegt und ruhig gewartet bis alle Soldaten weg waren. Danach ist er in Richtung Jugoslawien weiter gerannt. Er kam zu einem anderen Ort als ich. Wie die Motten zum Licht war er zum linken Licht (Ort) gerannt, ich zum rechten Licht (Ort). Er traf aber auf Leute die ihn davor warnten, dass man in der Grenzregion gerne verpfeifen wird, wenn man als Flüchtling erkannt wird. Er schlief eine Nacht bei den Leuten. Die kauften ihm eine Busfahrkarte nach Belgrad. Er stieg, ohne ein Wort zu jemandem zu sagen, in den Bus, fuhr nach Belgrad, schlief eine Nacht auf einer Bank in einem Park in der Nähe der deutschen Botschaft, ging dann zur Botschaft, bekam seinen Pass und fuhr mit der Bahn anschließend in die BRD. Als ich quasi noch im Gefängnis schmorte, war er schon in der BRD angekommen. Er ist verheiratet, hat zwei Söhne und lebt bei München. Von Paul weiß ich nur, dass sie ihn an der Grenze geschnappt hatten. Es gibt zwei Versionen seiner Gefangennahme: ein Wachhund hätte ihn damals an der Grenze am Bein gepackt und man hätte ihn dann gefangen genommen. Die zweite Version ist: er sei einfach vor den Soldaten zusammengebrochen und habe nur noch: „Mutter, Mutter“ gerufen bis sie ihn abgeführt hätten. Ich glaube die zweite Version stimmt. Erstens hatte ich und Reini keinen Hund gesehen und zweitens weiß ich, dass Paul fix und fertig von dem ganzen Fluchtstress und den -strapazen war. Auf alle Fälle wurde er gefangen genommen und brutal zusammengeschlagen. Ihm wurden mehrere Zähne ausgeschlagen und er kam ins Gefängnis. Ein paar Tage später am 23. August wurde er schon begnadigt. Ich habe ihn nie mehr gesehen. Meine Eltern und mein Bruder durften, vier Jahre nach meiner Flucht, problemlos ausreisen. Sie wohnen seit damals auch, wie ich, in Frankfurt. In Rumänien gibt es fast keine deutschstämmigen Leute mehr. Nach der Revolution

1989, Sturz des kommunistischen Regimes, sind fast alle Deutschen ausgereist. Der 11. August ist seit meiner Flucht nicht nur der Geburtstag meines Bruders sondern auch der Tag meines Starts in ein neues Leben.

Ich danke den Banater Schwaben, dass sie ihren Dörfern so schöne Namen wie Blumenthal, Gottlob und Ostern gegeben haben. Ich danke meinem Herrn Jesus, dass mir am 11. August bei dem Dorf Ostern die Flucht in ein neues Leben gelungen ist.



Simon, Helmut, Sophia, Gabi und Laura Tatter 2007

Ich danke meinem Herrn Jesus, dass er an Ostern von den Toten auferstanden ist und den Tod besiegt hat. Habe ich jetzt Angst vor dem Tod? Eigentlich nicht, eher vor dem Schmerz und dem Sterben. Einmal werde ich mich auch dieser Angst stellen müssen aber ich bin vorbereitet. Ich weiß auch diesen Weg muss ich nicht alleine gehen. Mein Herr (mein starker Begleiter) ist diesen Weg schon an Karfreitag und Ostern gegangen. Er kennt den Weg. Es ist schon alles vorbereitet.

Ich freue mich auf mein nächstes Ostern.

Werde ich in einem Blumenthal aufwachen und Gott loben?

Helmut Tatter

Anmerkung der Redaktion:

Helmut Tatter arbeitete von 1982 bis 1986 als Straßenbahn- und U-Bahnfahrer bei den Stadtwerken Frankfurt. Im November 1986 hatte er einen sehr schweren Autounfall (beim ersten Rumänienurlaub). Lag bis Februar 1987 in der Uniklinik Frankfurt, wo er seine Frau Gabriele (Gabi) von Beruf Physiotherapeutin), kennen lernte. Umschulung zum Datenverarbeitungskaufmann (zwei Jahre) in Regensburg bei Regensburg. 12. Mai 1989 - Heirat. Er war zwei Jahre in einer Software Firma beschäftigt, dann Rückkehr zu den Stadtwerken Frankfurt als kaufmännischer Angestellter mittlerweile Mainova AG berufs begleitendes Studium BWL.

Friedrich Menning – Ein Leben für die Gemeinschaft Dagmar-Herta Geddert

Geboren wurde Herr Menning am 30. April 1920 in Pruden bei Schäßburg. Zunächst besuchte er das Bischof-Teutsch-Gymnasium in Schäßburg und beendete im Alter von 20 Jahren das Lehrerseminar in Hermannstadt. 1941 unterrichtete er an der deutschen Schule in Keisd, von wo er zum Militärdienst einberufen wurde. 1944 heiratete er die Lehrerin Marianne, geborene Bodendorfer, aus Keisd. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor.



Rektor der Bergschule Schäßburg

Von 1954 bis 1974 war Friedrich Menning als Lehrer in Marienburg bei Kronstadt, Schulleiter in Peschendorf, Lehrer an der Bergschule in Schäßburg, Schulrat im Kreis Schäßburg, Schulleiter und Lehrer an der Deutschen Pädagogischen Lehreran-stalt ebenfalls in Schäßburg, Schulleiter der dortigen Allgemeinschule Nr. 1, Studienrat für das Unterrichtsfach Deutsch am Lyzeum Nr. 2 und in der Allgemeinschule Nr. 3 ebendort tätig. Nach einem siebenjäh-rigen Fernstudium erwarb er 1960 den Rang eines Professors für das Unterrichts-fach Deutsch.

An dieser Stelle möchte ich mich bei Herrn Menning ganz herzlich bedanken für die schönen und spannenden Deutschstunden am Gymnasium in Schäßburg. Herr Menning hat es verstanden den Schülern bleibende Werte zu vermitteln, die wiederum an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wurden.

1974 siedelte die Familie nach Deutsch-land aus, wo Herr Menning bis 1983 als Lehrer an der Schönbein-Realschule in Metz-ingen die Fächer Deutsch, Musik und Religion unterrichtete.

1983 gründete die Kreisgruppe Metzingen einen gemischten Siebenbürger Chor und bot Herrn Menning die Mitarbeit als Chorleiter an, die er sofort zusagte. Das Wissen – einen Chor zu leiten – sammelte er zum Teil noch in Siebenbürgen, als Mitglied des Symphonischen Orchesters zu Schäßburg. Mit viel Können und Geduld hat er Volks- und auch anspruchsvolle Lieder in sächsischer Mundart und in der Hochsprache ein-studiert und bei vielen Auftritten dirigiert.

Mit dem Keisder Heimatbuch „Keisd – eine Marktgemeinde in Siebenbürgen – im



Ehemalige Lehrkräfte, v.l.n.r.: Dagmar Geddert, Friedrich Menning, Marianne Menning, Michael und Emilie Dengel



Trachtenpuppen gefertigt von Marianne Menning

Wandel der Zeit“ das Friedrich Menning mit beispielhaftem Fleiß in oft mühevoller Arbeit, mit viel Ausdauer zusammengestellt und herausgegeben hat, entstand eine der besten siebenbürgischen Ortsmonographien – für jeden Siebenbürger ein Geschenk von unschätzbarem Wert.

Die Gemeinschaft wird auch von Menning's Frau Marianne voll unterstützt. Sie befürwortet nicht nur das Auftreten in sächsischen Trachten, sondern fördert es auch mit Rat und Tat als Leiterin des Handarbeitskreises, der Trachten für die Chormitglieder herstellt. In Würdigung seiner Verdienste um die Pflege und Bewahrung siebenbürgisch-sächsischer Tradition in der Kreisgruppe Metzingen wurde Herr Menning 1993 das Silberne Ehrenwappen der Landsmannschaft verliehen.

2006 wurde Herr Friedrich Menning sogar das Goldene Ehrenwappen der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen verliehen für seine ehrenamtliche, über 20-jährige Tätigkeit als Chorleiter in Metzingen. In seiner Laudatio würdigte Ernst Michael Herberth den langjährigen Chorleiter „, als Vorbild an Disziplin, Pünktlichkeit, Geduld, Beharrlichkeit und Einfühlungsvermögen. Mit Können und Liebe zum deutschen Liedgut hat er den Chor geformt, gestärkt und zu dem gemacht, was er heute ist, eine gern gesehene und gehörte Singgemeinschaft. Auch mit Hilfe seiner Gattin Marianne Menning, unter deren fachlicher Anleitung Trachten genäht wurden, ist der Chor zu einer gefestigten siebenbürgisch-sächsischen Kultur- und Trachtengruppe zusammengewachsen. Unter Menning's Leitung bestritt der Chor erfolgreiche Auftritte bei der Landesgartenschau in Reutlingen, in Luxemburg, in Leuthenberg/Thüringen, zu Ehren des Raumfahrtforschers Hermann Oberth in Feucht, in Dinkelsbühl, bei den Heimmattagen Baden-Württemberg in Bad Urach und Nürtingen, bei Festen in Sachsenheim, Ludwigsburg, Tübingen, um nur einige zu nennen“ (Zitat aus:“Siebenbürgische Zeitung“ vom 20. Juni 2006).

Friedrich Menning erinnerte an die drei großen Ziele, die er ins Auge gefasst hatte, als er die Chorleitung in Metzingen übernahm:

„1. Er wollte, dass wir Siebenbürger Sachsen uns in der neuen Heimat in glücklicher Gemeinschaft wieder finden, so wie wir es in der alten Heimat gewohnt waren. Denn unserem Gemeinschaftsleben sei es zu verdanken, dass wir unsere deutsche Identität jahrhundertlang weit weg vom Mutterland bewahren konnten.

2. Die Pflege siebenbürgischen und einheimischen Liedgutes, das man in froher Runde miteinander singt.

3. Menning wollte, dass wir uns durch unsere Auftritte in der Öffentlichkeit, bei Feiern, beim Singen, bei Unterhaltungen usw. unserer hiesigen einheimischen Bevölkerung als deutsche Kulturgruppe darstellen“ (Zitat: ebenda).

Seiner Nachfolgerin Ilse Abraham wünschen wir alles Gute, damit sie diese drei Ziele auch weiterhin verfolgen möge.

Dagmar-Herta Geddert
Nürnberg, 2009

Direktor der Bergschule i.R. Hermann Baier wurde 75

Als Persönlichkeit, die sich jahrzehntelang um die Belange von Schäßburg und seiner Menschen und darüber hinaus im weiteren Umkreis eingesetzt hat, wird Hermann Baier allgemein geschätzt und geehrt. 1997 wurde ihm als einem Schäßburger "Urgestein" die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen.



Hermann Baier

Hermann Andreas Baier wurde am 7. Mai 1930 in Dunnesdorf bei Schäßburg geboren, wo er auch die Volksschule besuchte. Seine Eltern waren Bauern mit einer mittelgroßen Wirtschaft, die es ermöglichte, daß eines der fünf Kinder studieren konnte. Diese knappen materiellen Möglichkeiten wurden noch bedeutend eingeschränkt, nachdem die Familie nach politischen Veränderungen vom 23. August 1944 enteignet wurde und der Vater bei einem Eisenbahnunfall ums Leben kam. Ab 1940 lebte H. Baier in Schäßburg, vorerst als Internatsschüler des Bischof-Teutsch-Gymnasiums, dann nach Auflösung durch die

Schulreform 1948 dieser Anstalt als Schüler der neu gegründeten Pädagogischen Schule der Stadt. 1949-1950 war er als Lehrer an der Übungsschule tätig und konnte dort wertvolle praktische Erfahrungen sammeln. Es folgte ein dreijähriges Mathematikstudium in Temeschwar. Sein nachfolgender Werdegang ist bei seiner äußersten Vielseitigkeit nur schwer kurz zu schildern und wäre vielleicht am besten tabellarisch darzustellen. Hier bloß eine flüchtige, auch nicht genau chronologische Übersicht: Mathematiklehrer an verschiedenen Tages- und Abendschulen, Schuldirektor, Kreisschulinspektor, Leiter der Unterrichtsabteilung des Schäßburger Kreisvolksrats, Abgeordneter im Stadt-, später auch im Kreisvolksrat und Mitglied im Exekutivkomitee, Vorsitzender des Kreisrats der Werktätigen Deutscher Nationalität, Direktor an der Bergschule (1978 - 1987 und 1990 - 1997), mit 18 Dienstjahren nach Daniel Höhr (27 Jahre) und Johann Wolff (22 Jahre) einer der langzeitdienenden Direktoren dieser ehrwürdigen Schule.

Auch nach seiner Pensionierung war H. Baier bis 1997 Direktor des „Josef-Haltrich-Lyzeums“ und unterrichtete auch weiter Mathematik. Außer der breit gefächerten beruflichen und politischen Arbeit, die wir hier nur lückenhaft geschildert haben, entfaltete Baier auch eine reiche Kulturtätigkeit: im Symphonieorchester des Kulturhauses, als langjähriger Leiter des Kammerchors, Nachbarvater und Kurator des Schäßburger Kirchenbezirks und Presbyter der Evangelischen Kirchengemeinde.

Hermann Baier schreibt in seiner biografischen Skizze, er habe den Eindruck, er sei bei all diesen Tätigkeiten auf der Sonnenseite des Lebens gestanden. Seit 1954 mit Wiltrud Wagner, Kindergärtnerin, verheiratet, führt er mit ihr und den drei Töchtern und Enkeln ein harmonisches Familienleben. Baier sagt, er habe nie das Bedürfnis gespürt auszuwandern und immer das Bewusstsein gehabt, in Schäßburg gebraucht zu werden - was ja durchaus richtig ist.

Herausgeber, Mitarbeiter und Leser der „Schäßburger Nachrichten“ wünschen dem 75-Jährigen auch für die kommenden Jahre Gesundheit und Kraft für die Arbeit im Dienst der Gemeinschaft.



Bergschule in Schäßburg 2008 Foto: Lukas Geddert



Der Stundturm (67 m) / Foto: Lukas Geddert

Walter Roth (Dortmund)

Aus: „Schäßburger Nachrichten“ Nr. 24, 12. Jahrgang vom 30.12. 2005

Lehrer Michael Dengel

Michael Dengel, als zweiter Sohn von Martin und Elisabeth Dengel, geb. Botschner, wurde ich am 15.1.38 in Pruden geboren.

Ich verbrachte eine heitere, unbeschwerte Kindheit, obwohl mein Vater auch schon vor dem Krieg ständig zum Heer einberufen wurde. Als meine Mutter wie viele andere Prudnerinnen und Prudner nach Russland verschleppt wurde, blieben wir drei Brüder bei unseren Großeltern, die schon neun eigene Kinder großgezogen hatten. Mein Vater machte den Russlandfeldzug als rumänischer Soldat mit und wurde, weil er Deutscher war, auch nach Russland zur Zwangsarbeit geschickt. Er hat 10 Jahre seines jungen Lebens unter Waffen gestanden und in russischen Bergwerken gearbeitet.

Meine Dengel-Großmutter war wie auch ihren eigenen Kindern gegenüber streng mit uns. Wir mussten früh den Ernst des Lebens kennen lernen. In der Großfamilie, wo Tanten, Vettern und Kusinen mehr oder weniger zusammenlebten, waren auch wir Waisen gut aufgehoben. In dieser Gemeinschaft lernten wir Solidarität, Fleiß, Freude am Gesang und an der Vergangenheit von Pruden und der Welt. Was ich später in meinem Englischstudium in Shakespears Dramen an Konflikten in tragischem und komischem Sinne kennen lernte, hatte ich in unendlichen Erzählungen schon in der Prudner Gemeinschaft erfahren. Diesen Wurzeln verdanke ich meine Wissensfreude, die mich auch in meiner Pensionszeit nicht verlässt.

Mein Bildungsweg

September 1944 bis Juni 1953: Schüler in Pruden und Grossalisch. Schon in Pruden wurden meine Begabungen für gewisse Fächer geweckt und gefördert (Geschichte, Erdkunde); in Alisch kam das Interesse für Literatur und Sprache hinzu. Die Leistungen unserer Lehrer in Alisch - in Schule und



Michael Dengel 1982

Internat - bewundere ich heute noch.

September 1953 bis Juni 1957 Schüler des deutschen Lyzeums in Schäßburg.

Diese Schule war zunächst die Pädagogische Schule. Dort wollte ich Grundschullehrer werden. Da diese Schule nach dem ersten Schuljahr jedoch aufgelöst wurde und wir dieselbe Klasse nun im Lyzeum wiederholen mussten und sie für mich zu teuer war, weil mein Vater als „Großbauer“ für die Schule bezahlen musste, konnte ich nicht weiter in die Schule gehen. Das war für mich schrecklich, weil meine Zukunft ganz und gar unsicher war. In dem Jahr ging ich den bäuerlichen Arbeiten nach; meine Gedanken weilten jedoch immer in Schäßburg. Im Mai des nächsten Jahres entschloss ich mich, mit meinem ehemaligen Klassenlehrer zu

sprechen, was ich machen könnte, um wieder in meine Klasse zurückkehren zu können. Wir richteten ein Gesuch an das Unterrichtsministerium. Man war mit meiner Rückkehr in die Klasse einverstanden, wenn ich mich in allen Hauptfächern einer Prüfung zu unterziehen bereit wäre. Der Lernstoff war mir bekannt, weil ich in meiner

arbeitsfreien Zeit immer über meinen Büchern gesessen hatte. Französisch hatte ich nie gelernt; trotzdem durfte ich in meine alte Klasse zurückkehren. Die Schulgebühren waren nach wie vor hoch. Da jedoch Martin, mein älterer Bruder, nun als Zimmermann arbeitete, stellt er das nötige Geld für mich bereit. So schloss ich das Lyzeum ab. Die Aufnahmeprüfung in Temeswar bestand ich im Herbst nicht, weil mein Vater sich weigerte, Mitglied der LPG zu werden. Im Januar 1958 bis Ende Mai vertrat ich die Lehrerin Rose Lingner an der Grundschule in Pruden. Im Herbst gelang mir die Aufnahmeprüfung an der Hochschule in Klausenburg. Ich studierte nun Germanistik und Romanistik (Deutsch und Rumänisch).

Hochschulstudium an der Universität „Babes-Bolyai“ in Klausenburg von Herbst 1958 bis Juli 1963. In diesen Jahren bezog ich ein Stipendium und durch Privatstudium in Deutsch sicherte ich mir das Taschengeld. In allen Ferien arbeitete ich sowohl auf der Farm als auch in der LPG in Pruden, um mir Geld für den Kauf der nötigen Kleider und Bücher zu verdienen. Ich freute mich jedes Mal, wenn der Herbst kam und ich wieder zur Uni zurückfahren konnte.

Berufliche Tätigkeit

Von 1963 bis 1966 Lehrer an der Allgemeinschule in Großlasseln.

Von 1966 bis 1967 Lehrer an der Allgemeinschule in Elisabethstadt.

Von 1967 bis zu meiner Ausreise nach Deutschland am 9.11.1969 Lehrer an der Allgemeinschule Nr. 7 von Eisenmarkt (Hunedoara).

Zu meiner unterrichtlichen Tätigkeit in Rumänien:

Ich war von Anfang an ein begeisterter Lehrer und hatte viel Erfolg in meiner Arbeit. Ich unterrichtete auch in rumänischen Klassen mit vielen Zigeunerkindern. Sie standen zu mir, auch nachdem ich den Antrag auf Ausreise gestellt hatte und die Kommunisten oft meine Stunden unterbrachen, um mich zu schikanieren. Man wollte mich auch daran hindern, das Definitivat zu machen. Durch ein Versehen, konnte ich es dann doch ablegen. Da der Druck aus Schäßburg immer größer wurde, verließ ich Elisabethstadt und begann in Eisenmarkt. Dort – so schien es – hatte ich meine Feinde abgeschüttelt: die Arbeitszeit als Hilfslehrer in Pruden wurde mir zusammen mit den 5 Studienjahren als Dienstzeit anerkannt, was mir in Schäßburg hartnäckig verweigert wurde, obwohl es gesetzlich klar war. Auch sonst ging es mir in Hunedoara sehr gut, da ich mit Privatstunden ausgezeichnet verdiente. Ich erhielt dort den Besuchspass zu meiner Mutter weil die nationalistischen Kommunisten unsere deutsche Abteilung, die hervorragend lief, schwächen oder möglichst vernichten wollten. Dieses Muster hat sich später viele Male wiederholt. Dass ich, damals noch unverheiratet, den Pass erhielt, bereitete mir große Angst und Sorgen. Der Grenzübergang erfolgte jedoch reibungslos. In Deutschland entschloss ich mich auf Anraten eines guten Freundes zum Studium des Englischen an der Universität München.

Im Herbst 1970 heiratete ich Emilie Rausch aus Rosenau/Burzenland. Sie hatte auch in Klausenburg Mathematik und Physik studiert, war aus Jugoslawien schwarz über die Grenze nach Deutschland geflohen.

Als ich mein Englischstudium begann, war ich 32 Jahre alt. Es war eine rechte Herausforderung für mich, in diesem Alter eine Fremdsprache zu studieren. Mein Entschluss stand jedoch fest: wer im Westen lebt, muss Englisch können. Es war nicht leicht für mich, da in Deutschland das Niveau sehr hoch ist. Im Jahre 1973 legte ich das Staats-

examen ab und begann im Herbst das Referendariat in Stuttgart, denn meine Frau unterrichtete in Leonberg an einer Realschule. Von 1973 bis 1981 unterrichtete ich am Gymnasium Gerlingen bei Stuttgart. Inzwischen war ich - wie meine Frau - Beamter geworden. Unsere beiden Söhne, Michael Karsten und Ralph, gingen in Leonberg zur Schule.

Vom Dezember 1981 bis Dezember 1986 unterrichtete ich das Fach Deutsch an der



*Ralph, Emilie, Michael und Karsten Dengel
Kapstadt 1982*

Deutschen Schule Hermannsburg in Südafrika. Ich bewarb mich dazu beim Bundesverwaltungsamt in Köln und ging für 5 Jahre in den Auslandsschuldienst. Wir wollten schon immer ins Ausland gehen, weil wir von der Welt noch viel zu wenig kannten. Vor allem träumten wir von Südamerika. Die Wahl war jedoch auf Südafrika gefallen. Es handelte sich in Hermannsburg um eine südafrikanische kirchliche Privatschule für Kinder deutscher Siedler, deren es in diesem Teil Südafrikas seit etwa 1850 gibt. Singen, Religion und Deutsch wurden

in deutscher Sprache unterrichtet; Englisch war die Unterrichtssprache. Als offizielle Sprache wurde auch Afrikaans, die Sprache der Buren, gelehrt. Südafrika ist ein Tier- und Pflanzenparadies. In den Ferien konnten wir viel reisen und sahen die großen Städte Johannesburg, Pretoria, Kapstadt und Durban; wir bereisten Namibia, Sambia, Simbabwe, Botswana und Lesotho, Nachbarländer von Südafrika. Politisch gesehen, spitzte sich in unserer Zeit die Krise zu, die bald darauf zum Zusammenbruch der Apartheidpolitik führte.

Von 1987 bis zu meiner Pensionierung im Jahre 2002 unterrichtete ich am Johannes-Kepler-Gymnasium Leonberg, inzwischen unsere Heimatstadt. Zuständig war ich für die Fächer Deutsch und Englisch. Ich lehrte diese von der Klasse 5 bis 13. Da meine Schule eine Partnerschaft mit einer russischen Schule in St. Petersburg pflegte, bereitete ich unsere Schüler für diesen Austausch sprachlich vor und begleitete sie auch mehrere Male in diese wunderschöne Stadt. Unsere Söhne sprechen beide gut Englisch. Karsten ist nach dem Chemiestudium noch Arzt/Neurologe geworden und hat eine Amerikanerin geheiratet, die auch Neurologie studiert. Sie haben zwei Töchter. Ralph lebt in Berlin, ist Psychologe und macht zur Zeit die Ausbildung zum Psychotherapeuten. Seine Frau ist Russin, die mit dem BWL-Studium beschäftigt ist. Ralph betrachtet das Herstellen und Verkaufen von Baumstriezel als sein zweites Standbein. Solange er das macht, bleiben wir „Alten“ im aktiven Ruhestand, da wir ihm immer wieder beim Backen helfen.

Nach meiner Pensionierung studierte ich an der Uni Stuttgart noch Italienisch und habe mit der Zwischenprüfung abgeschlossen. Zur Zeit bin ich Gasthörer und getreu dem Wahlspruch „lebenslanges Lernen“ perfektioniere ich meine Sprachkenntnisse in Italienisch, Spanisch und Portugiesisch weiter.

Die Schulen im Fokus

DINKELSBÜHL - Lukas Geddert, Siebenbürger Sachse, gebürtiger Schäßburger und somit Dinkelsbühl eng verbunden, lebt heute in Fürth und ist dort nicht nur beruflich erfolgreich, sondern stets auch dem Gemeinwohl verpflichtet und sozial engagiert. Sein Metier ist die Fotografie. Nach dem Heimattag der Siebenbürger Sachsen an Pfingsten 2008 kam Geddert aus freien Stücken auf Oberbürgermeister Dr. Christoph Hammer mit der Frage zu, was er Gutes für die Stadt tun könne, die ihrerseits so eng mit Siebenbürgen verbunden sei. Geddert unterstützt bereits das Deutsche Forum in Schäßburg und mehrere Schulen mit Kameras, PCs und Scannern, Kopiergeräten und

Druckern. So lag es nahe, dass er nun auch für Dinkelsbühler Schulen digitale Fotogeräte zur Verfügung stellte.



Das Foto zeigt Geddert und seine Frau Dagmar mit OB Dr. Hammer bei der Übergabe von zehn Kameras. Der Rathauschef wertete die Spende als Zeugnis siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaftsbewusstseins, das Lukas Geddert nun auch auf die Partnerstadt Dinkelsbühl ausweitete.

▲Foto: Pressestelle Dinkelsbühl ▼



Der 1940 in Pruden geborene, heute in Nürnberg lebende Unternehmer hat bereits verschiedene soziale und kulturelle Einrichtungen in Schäßburg mit Kameras, PCs und Scannern, Kopiergeräten und Druckern ausgestattet. Das siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaftsbewusstsein bewegt Geddert immer wieder, als Sponsor zu wirken. So auch beim diesjährigen Heimattag. Für den Siebenbürgisch-Sächsischen Jugendpreis 2008 und die drei Sportturniere in Dinkelsbühl stiftete er jeweils eine Digitalkamera.

*CS Fränkische Landeszeitung,
16. Juni 2008*

Spendenübergabe für Dinkelsbühler Kindergärten, von links nach rechts: Bezirks- und Kreisrat Alexander Kießwetter; Lukas und Dagmar Geddert, Oberbürgermeister Dr. Christoph Hammer und Gerhard Wägemann, MdL.

Lukas Geddert: dem Gemeinwohl verpflichtet

Horst Göbbel, Siegbert Bruss

Erlauben Sie einem Begleiter von Lukas Geddert aus den letzten etwa eineinhalb Jahren, erlauben Sie mir, Horst Göbbel, Lehrer in Nürnberg und langjähriger aktiver Förderer des Siebenbürgisch-Sächsischen, einige einführende Sätze zu Lukas Geddert. Diese Überschrift „Lukas Geddert: Dem Gemeinwohl verpflichtet“ in der Ausgabe vom 15. Mai 2008 der „Siebenbürgischen Zeitung“ ließ seinerzeit aufhorchen. Der ihr folgende Text, der hier abgedruckt ist, beschreibt die Verdienste eines aufrechten Sie-



benbürger Sachsen, der sich weit über sein privates, weit über sein persönliches Interesse hinaus unserer siebenbürgisch-sächsischen Gemeinschaft und innerhalb dieser besonders der Heimatortsgemeinschaft Pruden mit Hand und Herz, mit Geist und Gefühl segensreich widmet. Klar, Arbeit ist für ihn, da wäre er kein echter Siebenbürger Sachse, im wahrsten Sinne des Wortes auch Lebenselixier. Diesbezüglich kann man, wenn man mit Köpfchen dabei ist, auch einiges an Geld verdienen. Und es danach anlegen, sich dafür Besonderes leisten usw. usf. Lukas Geddert leistet sich ein wirklich kostspieliges Hobby: Er schenkt nicht nur besonders begehrte technische Artikel - und denkt dabei nicht nur an den rein siebenbürgisch-sächsischen Kreis - nein, er schenkt seit Jahren mehreren Menschen Arbeit für deren Lebensunterhalt, er schenkt seinen Prudner Landsleuten und deren

Freunden Zeit, Engagement und hier nun auch ein einmaliges Buch. Natürlich nicht umsonst: Die Herstellung des Buches kostet Geld, nicht wenig, das Lukas Geddert mal hinlegt, dieses Buch kostet von dem Gedanken, es zu erstellen, bis zu seiner Umsetzung in dieser prächtigen Form jedoch viel mehr als Geld, viel mehr als Zeit, Können, Ausdauer. Das Buch kostet auch Zuwendung durch die Leser. Lukas Geddert freut sich über jeden, der dieses Buch erwirbt, es an seine Kinder und Kindeskinde weitergibt, er freut sich über jeden, der sich mit seinem Inhalt, mit seinem großartigen Bilderreichtum auseinandersetzt, seine siebenbürgisch-sächsische Identität in diesem Buch erkennt. Lukas Geddert hat sich mit diesem Buch möglicherweise auch einen Traum erfüllt, er hat es jedoch in besonderem Maße gewagt, mit einem außergewöhnlichen Buch seine Prudner Landsleute zu erfreuen. Dies alles ganz im Sinne dessen, was er ist: ein bescheidener, ein zuverlässiger, ein lobenswerter Siebenbürger Sachse mit nobler Persönlichkeitsstruktur: Ich mag - könnte er sagen - ich mag als ein Mensch eingeschätzt werden, der es im Leben zu etwas gebracht hat, aber ich bin der, der ich bin, in

bedeutenden Maße, weil ich solche Vorfahren, solche Eltern, solche Lehrer, solche Pfarrer, solche Landsleute, eine solche Ehegattin, eine solche Tochter, solche Mitstreiter, solche Sinnverwandte, solche Freunde habe. Lukas Geddert jammert nicht, Lukas Geddert schreckt vor der Arbeit nicht zurück, Lukas Geddert wendet sich nicht ab, Lukas Geddert packt an, Lukas Geddert macht keine halben Sachen, Lukas Geddert ist ein Mann des Wortes und der Tat. Was er verspricht, das hält er. Diesmal ist es dieses keineswegs alltägliche Buch. Danke, Herr Geddert!

Nürnberg, im März 2009

Horst Göbbel, Studiendirektor

Er steht in der Tradition siebenbürgisch-sächsischer Unternehmer, die nicht nur beruflich außerordentlich erfolgreich sind, sondern sich auch dem Gemeinwohl verpflichtet fühlen und sozial engagieren. Lukas Geddert ist in Fachkreisen als Geschäftsführender Gesellschafter der Zentralen Reparaturservice-Geddert (ZRS) in Fürth bestens bekannt, ebenso als ehrenamtlich Aktiver: als Mitglied der Heimatortsgemeinschaften Schäßburg und Groß-Alisch sowie als Vorsitzender der HOG Pruden und der HOG-Regionalgruppe Schäßburger Raum.

Im Mai 2007 übernahm Geddert den Vorsitz der HOG Pruden und bringt seither ein 20 Jahre altes Vorhaben in großen Schritten voran: das Heimatbuch Pruden. In der Siebenbürgischen Zeitung rief er im letzten Herbst nochmals alle Landsleute auf, ihm dazu passendes Material wie Bilder, Erzählungen und anderes mehr zu senden. Der ehrgeizige Unternehmer wird auch dieses Vorhaben, das er anpackt, zu einem guten Ende führen. Eine große Hilfe ist die Tochter Wenke, die, obwohl im englischen York lebend, am Heimatbuch mitwirkt. Beim 25. Treffen der Prudener, einer Jubiläumsveranstaltung, am 2. Mai 2009 in Nürnberg, wird das umfangreiche Werk fertig sein. Das Heimatbuch sei besonders wichtig für die jüngere Generation, betont Geddert: „Sie muss Bescheid wissen, wo die Wiege ihrer Vorfahren war.“ Pruden sei zwar ein kleines Dorf gewesen, „aber im Grunde genommen eine große Familie“.

Der Unternehmer Lukas Geddert engagiert sich auch als Sponsor der Jugendarbeit. Am 15. Juli 1940 in Pruden geboren, besuchte er die dortige Grundschule, in Groß-Alisch dann die Oberstufe und in Schäßburg die dreijährige Berufsschule, die er als Betriebsschlosser beendete. Später absolvierte er das Abend-Gymnasium in Schäßburg und die Technikerschule für Fernmeldetechnik in Temeswar. In diesem Beruf arbeitete er als Abteilungsleiter für Fernmeldewesen bei der Oberpostdirektion in Kronstadt und dann in Mediasch. Zwei berufliche Etappen hatte Geddert in Rumänien also durchlaufen, bevor er 1977 in die Bundesrepublik aussiedelte. In Nürnberg begann er als Servicetechniker bei Foto Quelle und wurde nach dreijähriger Abend-Meisterschule Elektromechanikermeister. Seit 1979 baute er einen Kundendienst im Rahmen der Ringfoto-Zentrale, dem größten Fotoverbund Europas, auf. 1984 erwarb er den zum eigenständigen Betrieb ausgebauten Kundendienst und ist seither Unternehmer.

Wie wichtig Bildung und gute technische Ausstattung sind, weiß Geddert schon seit langem. 1968 heiratete er Dagmar Weisskopf aus Schäßburg, die Deutsch- und

Englischlehrerin in Großprobstdorf bei Mediasch war. Anfang der siebziger Jahre gelang dem Ehepaar eine technische Sensation für die damaligen Verhältnisse. Die beiden entwickelten und bauten mit Unterstützung engagierter Eltern und Kollegen das erste Sprachlabor für audiovisuellen Unterricht im Kreis Hermannstadt und eines der ersten überhaupt in Rumänien auf. Der begabte Fernmeldetechniker leistete dabei ehrenamtlich über tausend Arbeitsstunden – die rumänischen Medien berichteten ausführlich.

Das siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaftsbewusstsein bewegt Lukas Geddert immer wieder, sich mildtätig zu engagieren. Er wird zum großzügigen Sponsor für siebenbürgische Vereine sowie für soziale und kulturelle Einrichtungen in Schäßburg. Wertvolle Sachspenden stiftet er für Tombolas bei landmannschaftlichen Veranstaltungen und Heimatortsgemeinschaften. In Fürth stehen zurzeit wieder teure Geräte abholbereit für das deutsche Forum in Schäßburg: eine größere Menge von digitalen und analogen Fotoapparaten, 14 PCs, Scanner, Kopiergeräte und Drucker. Ende April wird er selbst 50 weitere digitale Kameras für die Bergschule und das rumänische Lyzeum nach Schäßburg überbringen.

Sponsor des Jugendpreises und der Sportturniere in Dinkelsbühl

Auch die Jugendarbeit in Deutschland fördert Geddert: Für den Siebenbürgisch-Sächsischen Jugendpreis 2008 und die drei Sportturniere in Dinkelsbühl stiftet er je eine Digitalkamera. Inzwischen im gesetzlichen Rentenalter, will der Unternehmer noch keinen Schlussstrich ziehen. „Ich mache noch weiter, solange es mir Spaß macht. Manche arbeiten, um zu leben. Ich aber lebe, um zu arbeiten.“ Er will seine Firma weiterentwickeln, folgt den Marktentwicklungen und denkt sogar darübereine, neue Produkte und Dienstleistungen anzubieten. Sein Reparaturbetrieb in Fürth ist bei in- und ausländischen Kunden geschätzt für die ausgezeichneten Serviceleistungen im Bereich Fotoausrüstungen, Multimediageräte und Computer. Der Schwerpunkt liegt bei den Marken Voigtländer und Samsung.

Dreizehn Angestellte beschäftigt Geddert, darunter zwei Siebenbürger Sachsen, die immer wieder bei den Herstellern geschult werden und auf dem letzten Wissensstand sind. Bei allem beruflichen und ehrenamtlichen Einsatz vergisst Lukas Geddert jedoch nicht zu leben. Unter Landsleuten gilt er als „gesellig und hilfsbereit“, schreibt Hermann Theil in den „Schäßburger Nachrichten“. Seine Hobbys wie Reisen, Fotografieren und Motorradfahren kommen nicht zu kurz.

Siebenbürgische Zeitung, vom 30. April 2008

Siegbert Bruss

Georg Gutt Wissenschaftlicher Werdegang

Mein Name ist Georg Gutt, geboren am 21.09.1950 in Pruden - Siebenbürgen - Rumänien. Ab 1969 besuchte ich 5 Jahre die Chemie Fakultät, Abteilung Anorganische Chemie, Fachbereich Elektrochemie, des Politechnischen Institutes Jassy. Nach dem Studienabschluss arbeitete ich in zwei Werken. Seit 1980 bin ich Inhaber des Lehrstuhls für Werkstoffkunde an der Universität Suceava tätig. Ab 1998 betreue ich als Doktorvater Doktoranden im Bereich Werkstoffwissenschaft. Von 1991 bis 2000 war ich wissenschaftlicher Sekretär der Universität Suceava.

Schon als Student nahm ich an Forschungsarbeiten im Bereich der angewandten



Georg Gutt / Universität 1984

Elektrochemie teil. Die Diplomarbeit war aus dem Zweig – Galvanotechnik. Aus derselben Zeit stammen auch meine ersten Beschäftigungen bezüglich der Entwicklung und des Baus von Geräten und Maschinen zur Materialprüfung, insbesondere für Oberflächenbeschichtung. Im Jahre 1986 promovierte ich mit meiner Doktorarbeit „Einfluss des Ultraschalles auf galvanische Nickelniederschläge“. Andere Beschäftigungen im Bereich der Elektrochemie sind Forschungen bezüglich der kontrollierten elektrochemischen Abtragung (elektrochemisches Senken und elektrochemisches Schleifen). Hier wurde auf unserer Universität viel geforscht; das Resultat waren neue Maschinen und Vorrichtungen für die Industrie, die meisten durch Patente geschützt. Die neue Orientierung der Mechanikfakultät nach dem Jahr 1989 führte mich zu einer intensiven Forschung im Bereich neuer Materialprüfverfahren und Materialprüfmaschinen. In diesem Sinne hatte ich schon eine gewisse Grundlage; dazu kam auch noch

meine praktische Erfahrung, die ich als Leiter der Zweigstelle Suceava des Unternehmens für Forschungsapparaturbau Bukarest (1987-1991) bekam. Seit mehreren Jahren bin ich beedigter technischer Gutachter für Problematik der Werkstoffe. Meine wissenschaftliche Aktivität ist durch 210 veröffentlichte Arbeiten, 64 Patente, 32 Patentvorschläge und 8 Bücher dokumentiert.

In Rumänien gehöre ich folgenden Gremien an:



Georg Gutt, zweite Reihe, dritter von links / Pruden 1964



Georg Gutt

- Verein Rumänischer Ingenieure
- Mitglied der Nationalen Standardisierungskommission
- Mitglied der Nationalen Universitären Akkreditierungskommission
- Vorsitzender der Zweigstelle Suceava der rumänischen Akademie für unkonventionelle Technologien

Im Ausland vervollständigte ich mein technisches Wissen in folgenden Zeiträumen:

- 1991 - 3 Monate Wolpert-Werke, Ludwigshafen, Entwicklung
- 1994 - 2 Monate Gastprofessor FH Aalen, Fachbereich Oberflächentechnik und Werkstoffkunde
- 1995 - 2 Monate Gastprofessor TU München
- 1997 - 3 Monate FH Aalen, Fachbereich Oberflächentechnik,
- 2003, 2004, 2006, 2007 – Vorlesungen „Zerstörungsfreie Werkstückprüfung“ Fachbereich Oberflächentechnik und Werkstoffkunde, Fachhochschule Aalen

Ich bin verheiratet und habe zwei Söhne. Meine Frau Sonia Gutt ist Universitätsprofessor, Dekan der Fakultät für Lebensmittelwesen der Universität Suceava. Einer meiner beiden Söhne, Alexander, 31 Jahre, ist Beamter des Bezirkstages Suceava und der andere Sohn, Andreas, 22 Jahre, ist Student.

Lehrer Helmut Höhr

Ich Helmut Höhr, bin am 23. 10. 1930 in Kleipropbstdorf geboren, mein Vater war dort Lehrer.

- Im Jahre 1936 kamen meine Eltern nach Pruden wieder zurück, so verbrachte ich dort meine Kindheit und Jugend.

- Nach 5 Gymnasialklassen von 1942 bis 1948 in Mediasch und Elisabethstadt, kam ich an die Pädagogische Schule nach Schäßburg, die ich im Juni 1951 mit einem Lehrerdiplom absolvierte.

- Gleich nach der Abgangsprüfung, kam ich am 1. Juli 1951 zum Militär auf Arbeit und blieb bis 28. Februar 1954.

- Vom März 1954 bis Februar 1956 hatte ich die Lehrerstelle in Irmesch und unterrichtete Mathematik und andere Fächer bei den Klassen 5-7.

- Bei den Wahlen für die Volksräte im Februar 1956, wurde ich zum Sekretär für den



*Lehrer und Schüler, Absolventen der 8. Klasse, Schuljahr 1976/1977 Mediasch
Helmut Höhr erste Reihe, vierter von links*

Volksrat von Waldhütten gewählt. In der gleichen Situation waren auch andere deutsche Lehrer. Die Wahlen standen in Verbindung mit einem Gesetz, dass der deutschen Bevölkerung ihre Bürgerrechte nach 12 Jahren wieder gab.

- Schon im September 1957; konnte ich wieder in den Schuldienst zurückgehen und blieb als Lehrer in Waldhütten bis August 1961. In dieser Zeit, 1958 heiratete ich meine Frau Ida Ungar, die Tochter vom Pfarrer Karl Ungar aus Waldhütten, sie war Lehrerin.

- Vom September 1961 bis August 1969 waren wir beide mit meiner Frau an der Allgemeinschule in Kleinschelken tätig, meine Frau in der Grundschule und ich bei

den Klassen 5-8 mit Mathematik und Physik. Während der Dienstzeit in Kleinschelken, über Fernkurs besuchte ich das „3-jährige Institut für Mathematik und Physik“ in Tg. Muresch, erwarb mir das Diplom „Professor II Mathematik und Physik“; mit der Lehrbefähigung für die Klassen 5- 10 an Allgemeinschulen und Gymnasien. Von 1966 bis 1969 war ich in Kleinschelken auch Schulleiter.

- Im September 1969 kamen wir beide mit meiner Frau an die Allgemeinschule nach Durles. Hier war ich auch zweiter Schulleiter.

- Im Oktober 1975 zogen wir um nach Mediasch. Meine Frau kam in den „Kindergarten Nr.1“ als Kindergärtnerin, da keine Lehrerstellen frei waren und ich an die „Allgemeinschule Nr. 4“ für Mathematik und als zweiter Schulleiter.



*Die „Friedrich Voith - Schule“ in Heidenheim an der Brenz mit Lehrerkollegium 1986,
Helmut Höhr rechts*

Als Schulleiter blieb ich nur kurze Zeit, da wir den Antrag für Ausreise nach Deutschland gestellt hatten. Im November 1981 wurden wir wegen des Antrags aus dem Schuldienst entlassen. Danach arbeitete ich in der „Relais- Fabrik“ in Mediasch bis zur Ausreise am 14. Juli 1982.

- In Deutschland wurde ich auf mein Verlangen, als Lehrer mit den Fächer Mathematik-Physik und Chemie an einer Hauptschule in Heidenheim angestellt. Im August 1995 ging ich nach 40 Dienstjahren im Schuldienst, in den wohlverdienten Ruhestand. Seither genießen wir mit meiner Frau die Rentenzeit und wohnen zusammen mit der Familie unserer Tochter, Ingrid Loeb die auch Lehrerin ist, mit ihren zwei Kindern, in Rastatt, im eigenen Haus. In Mathematik wetteifere ich noch mit meinen Enkelkindern (8.Kl. u.12.Kl. Gymnasium).

-Wir haben auch einen Sohn, Helmut Christian Höhr ; verheiratet und ohne Kinder; von Beruf Elektroingenieur-Experte fürs Internet.

In der ganzen Zeit in Deutschland, war ich im Vorstand der Siebenbürger Kreisgruppen Crailsheim, Heidenheim an der Brenz und Rastatt tätig.

Rastatt, den 12. April 2008

Anneliese Kudlimay (geb. Roth)

Ich wurde im Jahre 1938 in Großlasseln geboren. Da meine Mutter sehr früh verstarb (mit 27 Jahren), kam ich nach Pruden zu meiner Großmutter. In Pruden hatte ich eine glückliche Kindheit. Die Grundlage für meine sportliche Karriere wurde da gelegt. Alles wurde zu Fuß zurückgelegt. Es war eine gute Gemeinschaft. Man hat Völkerball gespielt und ist in die Kokel zum Schwimmen gegangen. Im Winter ist man Schlitten gefahren und auf dem Eis gerutscht. Die Ferien verbrachte ich immer in Pruden und freute mich immer sehr darauf.

Mit elf Jahren kam ich nach Agnetheln zur Tante Zira in die 5. Klasse. Sie brachte mich dann aufs Sportgymnasium nach Kronstadt und nachher nach Bukarest zur Sporthochschule. Ich spielte acht Jahre Handball in der Landesliga.

1960 heiratete ich und zog ins Banat. Dort habe ich 17 Jahre an einem rumänischen Gymnasium unterrichtet.

Mit meinen zwei Söhnen fuhr ich jeden Sommer zur „Groß“ nach Pruden. Es war mein Zuhause. 1977 kamen wir endlich nach Deutschland nach einem siebenjährigen Kampf.

In Marktoberdorf habe ich 20 Jahre am Gymnasium Sport unterrichtet, und habe die Ausbildung meiner Söhne gefördert. Einer ist Arzt geworden, der andere Elektrotechniker. Sie haben Familien gegründet und mir fünf liebe Enkeln geschenkt. Ziratante war vier Jahre in Marktoberdorf im Altersheim und ich habe mich täglich um sie gekümmert.

Zur sportlichen Laufbahn von Anneliese Kudlimay, geb. Roth

Nachdem ich die Aufnahmeprüfung am Sportgymnasium in Kronstadt geschafft hatte (1952), wurde dort nach meiner „origine sanatoasa“ (= gesunden Herkunft) gefragt. Aus Lasseln kam dann der Bescheid, dass mein Vater „chiabur“ (= Großgrundbesitzer und damit Ausbeuter) gewesen sei.



Junge Sportlehrerin

Da ich unter diesen Umständen nicht am Gymnasium aufgenommen worden wäre, wandte sich meine Tante an den Bürgermeister Gheorghe von Großlasseln, der früher bei meinem Vater gearbeitet hatte. Er sagte zu ihr: „Ziri nina, ich habe Annelieses Vater sehr geschätzt, schreib, was du willst, ich werde es unterschreiben!“

Daraufhin holte sie sich Rat beim Herrn Pfarrer und sie schrieben, dass der Vater in den Krieg gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, also verschollen, sei. Dann wurde auch noch mein Bruder zum Direktor des Sportgymnasiums gerufen und befragt. Er sagte aus, dass er „einfacher Arbeiter“ sei. So erhielt ich die Erlaubnis zum Eintritt in das Sportgymnasium. Die Angst aber hat mich nie verlassen.

Später wurde ich dank des beständigen Völkerballspiels in Pruden für die Handballmannschaft ausgesucht. Wir trainierten zusammen mit den Nationalspielerinnen Mora Windt-Martini, Anna Stark, Maria Scheip-Constantinescu und A. Balint unter dem Nationaltrainer Colibas.

Nach zwei Jahren kam ich in die Jugendnationalmannschaft. Im Juli 1956 holte die Frauenmannschaft in Deutschland den Weltmeistertitel im Feldhandball unter dem Trainer Colibas.

Nach vier Jahren am Sportgymnasium fuhr ich 1956 nach Bukarest zur Aufnahmeprüfung an die Sporthochschule. Meine Tante schickte mich mit einem Brief zu mir unbekanntem Verwandten mit der Bitte, mir für die Prüfungszeit Quartier und Verpflegung zu geben. Ich spielte dann Handball in der I.C.F-Mannschaft und auch in der Oberliga. Nach weiteren zwei Jahren wurde ich sogar in die rumänische Nationalmannschaft berufen und sollte in ein Trainingslager mitfahren. Da wurde ich zum Direktor gerufen, der sagte: „Mädchen, wenn du das Studium erfolgreich abschließen willst, fahr lieber erst noch zur „munca patriotica“ (= Vaterlandsdienst).“ Und so war mein Traum, meinen Vater irgendwo im Ausland zu treffen, dahin.

Mein Vater schickte mir manchmal Geschenke, zum Beispiel einmal eine Skiausrüstung. Aber anstatt sie zu benutzen, musste ich sie bei der Großmutter verstecken, aus Angst, entdeckt zu werden.

Erläuterungen für die Nachkommen

In Rumänien durften in der kommunistischen Zeit nur Kinder von Arbeitern, Bauern und Angestellten auf höhere Schulen gehen. Man war sehr arm und hatte nicht das Geld für die Aufnahmeprüfung in Bukarest. Im Studium bekam man „bursa“ (= Stipendium) und ein kleines Taschengeld vom Staat, wenn die Noten stimmten.



Privat durfte man nicht in den Westen reisen, außer z.B. mit der Nationalmannschaft. Aus diesem Grund war meine ständige Bemühung, in die rumänische Handballnationalmannschaft zu kommen, um bei einem Auslandsspiel meinen Vater treffen zu können.

Anneliese Kudlimay mit ihren Enkelkindern

Lehrerin Rosemarie Lingner

Rosemarie Lingner wurde 1928 als drittes der fünf Kinder des Rechtsanwalts Dr. Alfred Leonhardt in Schäßburg und seiner Frau Wilhelmine (geb. Teutsch) geboren. Dort besuchte sie die deutsche Schule bis zur Quarta. Nach einem weiteren Schul-



Lehrerin Rosemarie Lingner

jahr in Bukarest begann sie 1944 ihre Ausbildung zur Lehrerin an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Schäßburg, die sie 1947 abschloss.

Kurz danach trat sie ihre erste Stelle an der damals noch kirchlichen Schule in Bekokten an. Im Sommer 1948 nach der Verstaatlichung der Schulen kam sie nach Pruden, wo sie 13 Jahre lang nicht nur unterrichtete, sondern auch die deutsche Schule - die zeitweise 'kleinste Schule der Welt' - leitete. Zu ihren weiteren Aufgaben gehörte neben der Jugendarbeit, dem Einstudieren von Theaterstücken, Chören und der Leitung der Blasmusik auch noch die 'Erwachsenenbildung'. Dies bedeutete damals in erster Linie die Alphabetisierung der neu zugezogenen Dorfbevölkerung, die Unterweisung dieser Neubauern in landwirtschaftlichen Fragen, aber auch die Überprüfung der Wirksamkeit dieser erzieherischen Maßnahmen.

1955 heiratete sie Andreas Lingner, den Sohn des Prudner Pfarrers, und übersiedelte 1961 wieder nach Schäßburg. Nach einigen Jahren, in denen sie hauptberuflich Mutter ihrer vier Kinder war, nahm sie die Tätigkeit als Lehrerin wieder auf. 1978 wanderte sie in die Bundesrepublik Deutschland aus, wo sie - nach erfolgreich abgelegter Lehrbefähigungsprüfung - weitere elf Jahre bis zur Rente unterrichtete. Seit 1981 lebt sie in Ratingen bei Düsseldorf.

Lehrerin Sara Zenn

„De Zenne Fra Liehreran vum Plotz“ (16.12.1912 - 25.01.2008)

So nannte man Sara Zenn – unsere Tante – die Schwester unserer Mutter Elisabeth. Geboren wurde sie zwar in Großlasseln, kam aber bereits als Kleinkind mit der Familie nach Pruden auf den keulischen Hof „vum Plotz“.



Elisabeth, Zira und Sara Zenn v. li.

Nachdem ihre Mutter, die „Zennegued“, später alleinerziehend war, sollte es die kleine Tochter besser haben und so wurde sie nach Schäßburg in die Lehrerinnenbildungsanstalt - „das Seminar“ – geschickt. Ihre Mutter hat alles auf sich genommen, um ihrer Tochter dieses Studium zu ermöglichen. Damals musste man die Unterkunft in Naturalien bezahlen. Einmal fuhr unsere „Gruis“ mit vollbe-packtem Pferdewagen nach Schäßburg. Um rechtzeitig anzukommen, fuhr sie bereits in der Nacht los, was nicht ungefährlich war. Bereits unter den Wein-gärten angekommen, überfiel ein Wolf das Pferd. Sie rettete sich, indem sie auf das Pferd kräftig eindrosch, und entkam so der Gefahr.

In Schäßburg angekommen, fragten die Verwandten (Familie Tierarzt Dr. Karl Keul), bei denen Zira wohnte, warum sie das Kopftuch so hoch trage. Sie hatte nicht bemerkt, daß ihr vor Angst die Haare zu Berge standen.

Um 1934 kam Zira als junge Lehrerin nach Pruden. In Pruden war sie eine beliebte, aber etwas strenge Lehrerin. Sofort nach ihrer Anstellung kümmerte sie sich um die Dorfjugend (z.B. Handarbeiten, Theaterspielen und vieles mehr).

Bereits 1938 wechselte sie an die fortschrittliche und moderne Schule nach Agne-theln. Bei ihrem Abschied von der Prudner Jugend und der ganzen Gemeinde feierte man ein großes Fest. Es waren anwesend der Bürger-meister, der Pfarrer und alles, was Rang und Namen hatte. Es wurden Reden gehalten, Adjuvanten spielten, die Schüler aus ihrer letzten Klasse sollen Tränen in den Augen gehabt haben, laut Bericht von Lisi Löw.

Hier eine kleine Anmerkung: Bevor sie mit der ge-schmückten Kutsche abfuhr, hielt sie noch eine Rede. Dafür übte sie in der hinteren Scheune, das Publikum war der 5-6-jährige „Gang“, genannt Sucki.

Von Agne-theln aus machte sie auch schöne Studienrei-sen nach Österreich und Deutschland, was in den 30er und 40er Jahren eine Besonderheit war.

Der verlorene Krieg und die Entrechtung der Sachsen taten ein Übriges, sie musste Agne-theln verlassen. Von da aus kam sie zuerst an die Schule nach Großalisch,



Berlin 1938 Zira rechts

dann Elisabethstadt, Großlasein und zuletzt nach Schäßburg. Von hier aus kam sie 1972 zu ihrem Neffen Richard Roth nach Karlsfeld / Deutschland. Sie erhielt in Taufkirchen bei München eine Wohnung, wo sie viele Jahre glücklich lebte. Von hier aus pendelte sie jahrelang nach Marktobendorf zu ihrer Nichte Anneliese, die am dortigen Gymnasium Sportlehrerin war, um ihre Söhne Dieter und Uwe zu betreuen.



Berlin 1938 Zira dritte von rechts

Gerne besuchte sie in München am Gasteig symphonische Konzerte. Auch weite Reisen, wie z.B. nach Finnland, Russland, Marokko, waren ihre Ziele und gestalteten ihr Leben abwechslungsreich.

2004 entschloss sie sich nach Marktobendorf in ein sehr schönes Altersheim zu übersiedeln.



Zira am 90. Geburtstag mit Anneliese und Rik Roth

Die letzten Jahre hatte sie das große Glück noch mit 5 Urenkeln gesegnet zu werden. Sie freute sich sehr, sie heranwachsen zu sehen. Außerdem besuchte sie ihre Nichte Anneliese täglich, ging sogar noch schwimmen mit ihr.

Nach kurzer Krankheit verstarb sie am 25.01.2008.

Wir haben sie sehr geschätzt, hat sie uns doch den Weg ins Leben gezeigt.

Richard Roth, Anneliese Kudlimay, geb. Roth

08.09.07 Heilbronn

Liebe Frau Lira Ziemer!

Wir sitzen gemütlich beisammen und feiern das 5. Klassen-Treffen des Jahrgangs 1932/33. Es sind inzwischen 60 Jahre vergangen, seit wir die Aqueleler Schule verlassen hatten.

Unsere Erinnerung geht aber weiter zurück zu den Anfangsjahren unserer Schulzeit. Damit sind Sie eng verbunden. Sie waren es, die uns 51 ABC-Schülern das Lesen, Schreiben u. Rechnen, d. h. die Grundlagen für unseren weiteren Verdienstag beigebracht haben. Dafür danken wir.

Anwesend sind heute nur 13 Schulfreunde - davon 3 Schulfreundinnen, die meisten mit Partner.

Wir hoffen, es geht Ihnen gut und wünschen Ihnen nur das Beste.

Lebe wohl von Ihren ehemaligen Schülern

Walter Reim - J. Fabricius

Horst Ley Gerner

Fr. Hst. Anst. Hermann Carina Met

Bl. Böttchermann Mannheim

Fr. Dr. Allen Fr.

Ter. Bröckel Melitta Zickel

Hans Meurer

Michael Bloss

Corpul Vânătorilor de Munte

Comandantul

C. G. Alexanderwohl
14 Octombrie, 1941

Ordin de zi Nr. 177

Nr. 185.

Și tu, camarade,

Bloss Mihail, Ctg. 1090 din Escadronul 4. V. Calari,
ai luat parte la marea bătălie dintre Nipru și Marea de Azov.
Prin vitejia ta și eroismul tău, dușmanul a fost înfrânt,
urmărit și distrus.

Izbânda Corpului Vânătorilor de Munte a fost măreată. Ea
na rămâne ca o lumină pururea strălucitoare peste văcuri.



cele fapte de arme săvârșite de
funte.

ă Vânătorii Corpului de Munte
front de 50 Km., cu 5 Divizii
estrăte cu artileria multă, cu
noasă care a spărit zi și noapte

ul de albine zi și noapte, fără
ne în spate, fără a te îngrozi;
numărate ori, dar că ai stat

sete și de frig, dar n'ai desperat

cu toți Vânătorii de Munte, zid
ca stâncile bătute de talazuri.
nu suferit ca martirii în tăcere.
mortii au fost răzbunați; că la
e și Vânătorii de Munte au
glorioase în istoria războiului

că îți-ai ținut jurământul făcut
Țării.

Răspлата cea mai mare pentru tine, camarade, este conștiința
datoriei împlinite și mândria de a fi luat parte la cea mai însemnată
bătălie a Corpului Vânătorilor de Munte.

Să te închini, camarade, pentru frații tăi de arme, căzuți pe
câmpul de bătăie!

Să-ți aduci aminte de șefii care te-au condus și îți-au asigurat
izbânda!

Comandantul Corpului de Munte,
General de Divizie,

I. Avănescu

1) Numele, prenumele, gradul și coadjeții.

Die Mundart von Pruden in phonetischen und dialektgeographischen Bezügen **Dagmar - Herta Geddert**

Polytechnisches Institut Klausenburg
Abteilung Philologie und Geschichte Hermannstadt
Fachgebiet Deutsch-Rumänisch

Wissenschaftlicher Leiter: Mundartforscher Anneliese Thudt
Lektor Dr. Gerhard Konnerth

Kandidat: **Brigitte Anneliese Schneider / Juni 1987**

Die Diplomarbeit von Brigitte Anneliese Schneider umfasst 109 Seiten und ist in drei Abschnitte gegliedert.

I. Einleitung

In diesem Abschnitt begründet Brigitte Anneliese Schneider ihre Absicht dieser wissenschaftlichen Arbeit. Weiterhin beschreibt sie den Forschungsstand; die Ortschaft – Pruden -; Bemerkungen zur Methode und Arbeitsweise ihrer Diplomarbeit.

II. Systematische Materialsammlung und ihre sprachliche Verarbeitung

Hier bearbeitet die Autorin den Vokalismus und Konsonantismus der Mundart von Pruden. Sie vergleicht die Direktaufnahmen mit denen der Siebenbürgisch-Deutschen Sprachatlanten (SDSA, SDWA).

III. Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Im letzten Teil der Diplomarbeit fasst sie noch einmal alles zusammen und notiert die Fußnoten.

Nun möchte ich einen Auszug der Diplomarbeit wiedergeben:

Einleitung

Absicht und Begründung der Arbeit

Die vorliegende Arbeit versucht, einen kleinen Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Mundartforschung zu bringen, indem sie das Lautsystem der siebenbürgisch-sächsischen Dorfmundart, Pruden (Prod), darstellt.

Bisher wurde in der Fachliteratur eine einzige Dorfmundart, die von Burgberg, als Dissertation publiziert. Doch um die Gesetzmässigkeit des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts als Struktur zu erkennen, sind Lautdarstellungen von möglichst vielen Ortsmundarten notwendig, umso mehr als sie im Vergleich zu den Stadtmundarten oft ursprünglichere, ältere Mundartverhältnisse aufweist. Es gibt eine Reihe von Diplomarbeiten über Dorfmundarten, die im Rahmen der Sektion für Gesellschaftswissenschaften der Akademie unter der Anleitung siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuchs erarbeitet wurden, deren Auswertung aber noch aussteht, da die Belegdichte der Orte noch zu klein ist.

Wir versuchen sodann, die untersuchte Mundart dialekt-geographisch in den größeren Zusammenhang der südsiebenbürgischen Mundart einzugliedern, indem wir die von A. Maurer und dem Siebenbürgisch-Deutschen Sprachatlas (SDSA) bzw. Siebenbürgisch-Deutsche Wortatlas (SDWA) gewonnenen Erkenntnisse zum Vergleich heranziehen.

Wir wählten gerade diese Dorfmundart, da sie vom Aussterben bedroht ist und ihre phonetischen Eigentümlichkeiten in ihrer Gesamtheit bis zur Zeit noch nicht festgehalten worden sind. Zudem ist uns die Mundart nicht unbekannt, da ein Elternteil, die Mutter, aus der Ortschaft stammt.

Stand der Forschung

Die siebenbürgisch-sächsische Sprachlandschaft ist von einheimischen Sprachforschern unter verschiedenen Aspekten untersucht worden. Die ersten Forschungen standen im Zeichen der Herkunft der Kolonisten. Die sprachvergleichenden Arbeiten setzten sich zum Ziel, die Verwandtschaft des siebenbürgisch-sächsischen Dialekts mit binnendeutschen, meist rheinischen Dialekten zu beweisen. Der Hauptvertreter dieser Richtung, Gustav Kirsch, sah das Moselfränkisch-Luxemburgische als Urheimat der siebenbürgischen Kolonisten an. F. Marienburg entdeckte diese Verwandtschaft des Südsiebenbürgischen mit den niederfränkischen Mundarten.

Erst A. Scheiner brach mit dieser Forschungsrichtung und führte die Mundartforschung auf eine „beachtliche Höhe“. Die Forschungen legten die Eigenheiten unserer Mundarten auch unter lautlichem und morphologischem Gesichtspunkt fest. Am häufigsten sind die Analysen des Lautstandes. A. Scheiner schrieb die erste grundlegende Arbeit darüber: „Die Mundart der Siebenbürger Sachsen“. Arbeiten, die Morphologie betreffend, sind seltener, die Syntax wurde nicht untersucht.

Vernachlässigt wurde von der Forschung desgleichen die dialektgeographische Seite der Mundart, die Gliederung der Mundartlandschaft in Untermundarten, nachdem A. Scheiner in der „Mundart der Burzenländer Sachsen“ zum Schluss gekommen war, dass sich im Siebenbürgischen keine wesentliche mundarttrennenden Eigentümlichkeiten, und zwar Burzenländischen gegenüber „altländischen Mundarten“, finden liessen. Der SDSA hat inzwischen in einigen Fällen das Gegenteil bewiesen.

Als Mangel empfindet die Forschung das Fehlen von Behandlungen lokal gebundener Lautsysteme. Bis heute sind hauptsächlich siebenbürgisch-sächsische Stadtmundarten und eine Dorfmundart systematisch bearbeitet und publiziert worden. A. Scheiner „Die Mundart der Sachsen von Hermannstadt“ sowie „Die Mediascher Mundart“, eine Untersuchung von Scheiners eigener Mundart.

Robert Bruch wählte sich „Die Mundart von Schässburg aus Siebenbürgen“ als Seminararbeit. Georg Keintzel: „Lautlehre der Mundart von Bistritz und Sächsisch-

Regen“.

Die einzige uns zugängliche Ortsmonographie, auf der wir unsere Lautuntersuchungen für die Erarbeitung des phonetischen Systems aufbauen ist Artur Maurers: „Mundart von Burgberg“.

Zur Ortschaft

Die Ortschaft Pruden gehörte verwaltungsmäßig dem einstigen Bogeschdorfer Kapitel an, das ursprünglich 24 Gemeinden umfasste (nach 1788 aber bloß 23, da Ehrgang bald unterging), und zwar der oberen Abteilung des Bogeschdorfer Kapitels.

Die zwischenkokler Ansiedlungen sind jüngere mittelalterliche Siedlungen, die durch Innenkolonisation entstanden sind und wohl schon im 14. Jahrhundert bestanden haben.

Zum Bogeschdorfer Kapitel gehörten nicht nur grundherrliche Gemeinden des Kokelburger Comitates, sondern auch freie Gemeinden des späteren Schäßburger Stuhls. Dazu zählte außer Großalisch und Halwelagen auch Pruden. Anfang des 14. Jahrhunderts musste Pruden schon als Ortschaft bestanden haben, doch erst im Jahre 1393 erscheint es sicher als freie Gemeinde des Schäßburger Stuhls.

Pruden ist eine kleine Gemeinde. Die Siedlung liegt in einem Tal und ist ringsum von Bergen und Wäldern umgeben. Die Lage ermöglichte den Einwohnern, Weinbau und Viehzucht zu treiben. Außerdem bauten sie auch Hanf und Flachs an.

Die Einwohnerzahl betrug bei der letzten Volkszählung: 500 Rumänen und 60 Sachsen.

Die Mitglieder der dort ansässigen sächsischen Familien sind vorwiegend in fortgeschrittenem Alter, die jüngere und junge Generation, dort wenig vertreten, pendeln als Arbeiter in die nahe liegenden Städte (Mediasch, Elisabethstadt und Schäßburg). Der Großteil der sächsischen Mundartsprecher lebt heute in der Stadt.

Bemerkungen zur Methode und Arbeitsweise

Da die Erforschung der Mundart für uns ein völlig neues Arbeitsgebiet ist, stützen wir uns bei der Aufnahme des Lautmaterials für die Erarbeitung des phonetischen Systems der Ortsmundart auf die Arbeit von Artur Maurer: „Die Mundart von Burgberg“. Seiner Arbeit liegt das Westgermanische als Lautsystem zugrunde.

Das Lautmaterial wurde synchron untersucht, d.h. bloß der jetzige Lautstand. Dabei benutzten wir die deskriptive und historisch-komparative Methode. Ergaben sich Unterschiede in Wortschatz und in der Wortbedeutung, so wurden diese herausgearbeitet und erläutert.

Das Sammeln des Lautmaterials geschah durch Befragung mehrerer Mundartsprecher verschiedener Altersgruppen. Die Gewährsleute waren:

Anneliese Schneider (54)
Katharina Zakel (68)
Ekaterina Keul (65)
Elisabeth Löw (83)
Johann Lang (86).

Als Ausgangspunkt der historisch-vergleichenden Untersuchungen nehmen wir nicht das Mittelhochdeutsche, sondern das Westgermanische, bzw. in einzelnen Fällen das Althochdeutsche als Bezugssystem, weil das Mittelhochdeutsche ein schon fortgeschrittenes Stadium der sprachlichen Entwicklung zeigt und verschiedene Lautveränderungen, besonders im Konsonantismus, des Siebenbürgisch-Sächsischen daraus nicht mehr erklärt werden können. Zu dem sind alle älteren und neueren siebenbürgisch-sächsischen Lautuntersuchungen auf dieses Bezugssystem ausgerichtet, was eine Vergleichsmöglichkeit erleichtert.

Der deskriptive, analytische Teil der Arbeit wird ergänzt durch die Schlussfolgerungen, in denen die gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst werden.

Zur Lautschrift

Die Lautschrift richtet sich in der Anwendung von besonderen Lautzeichen (Diakritika) im allgemeinen nach dem „Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch“. Weil unser Text mit der Schreibmaschine geschrieben werden wird, verzichten wir weitgehend auf Diakritika und geben unsere Lautungen mit Hilfe der deutschen Schriftzeichen wieder.

Für Konsonanten verwenden wir folgende Schreibung:

ch - stimmloser Ich-Laut
j - stimmhafter Ich-Laut
x - stimmloser Ach-Laut
g - stimmhafter Ach-Laut
sz - stimmloser s-Laut
s - stimmhafter s-Laut
sch - stimmloser sch-Laut
sch - stimmhafter sch-Laut
tch - Dentalaffrikata, inlautend dj, mit leichtem
Expirationsausstoß
ng - steht für Velarnasal
nj - steht für palatalisiertes n

Für Vokale:

a - dunkles a (wie madjarisch a)
e - Murrel-e

ei - e+i
ie - i+e
î - leicht nasaler Mittelgaumenlaut ohne
Lippenrundung (wie rumänisch î)
: - Länge der Vokale
Kürze wird nicht bezeichnet.

Wir haben versucht, eine möglichst gute Wiedergabe der Mundart zu geben, sind uns aber dessen bewusst, dass sie viel genauer sein könnte.

Vokalismus der Mundart

Kurze Vokale

Westgermanisch: a

Wg. a > a vor p, d

fadem (Faden, Zwirn); fladen (Fladen); gefater (Gevatter); gefader (Gevatterin); gader (Gatter); lat (Lade, Sarg); laden (laden); mat (Made, Wurm); kader (Kater); schaden (Schaden); sarel (Sattel); sat (satt).

Ausnahme: cha (Bejahungspartikel : ja).

Wg. a > eu vor l, r, s, b, d.h. vor mundartlich stimmhaftem Dauerlaut

bezeulen (bezahlen); zeul (Zahl); scheu(e)l (Schale); schmeu(e)l (schmal); meulen (mahlen); keu(e)l (kahl); weu(e)l (Wahl); neusz (Nase); heusen (Hase); gleusz (Glas, Fensterscheibe); greuwen (graben, Graben); heuwer (Hafer); a:chdeux (acht Tage, mundartliche Bezeichnung für Woche); îideux (vor Tagesanbruch); meugen (Magen); meuger (mager); kneugen (nagen), jeugen (jagen); jeuxt (Jagd); feusnicht (Fastnacht); und die Partizipien der Verba der 6. Ablautreihe: gefeuren (gefahren); gegreuwen (gegraben); geheuwen (gehoben); gemeulen (gemahlen); geweuszen (gewachsen).

Wg. a > u vor m und n

Humer (Hammer); kumer (Kammer); lum (lahm); muntchener (mancher); numen (Name); rum (Rahmen); schumen (schämen); zesumen (zusammen); sumeln (sammeln); sumet (Samt); fun (von); grunen (Schnurrbart); hunen (Hahn, Abziehvorrichtung am Gewehr); munen (Mähne); munen (mahnen); hun (haben); un (an); untrich (Enterich); wun (wenn); wunen (wohnen).

Wg. a > eu vor r + Konsonant

beu(e)rt (Bart); eu(e)rsch (Arsch); eu(e)rt (Art); feu(e)rt (Fahrt, Reise); geuren (Garn, Hanf); eurem (arm); geu(e)rten (Garten); meu(e)rk (Mark); schweu(e)rt (Schwarte); weurem (warm); weu(e)rz (Warze); weu(e)rden (warten).

Ausnahme: harz (Harz)

Wg. a > a: vor ursprünglich doppeltem Verschlusslaut

a:k (Ecke); ba:k (Bäcker); a:ker (Buch-, Eich- usw. Ecker); da:k (Decke), ra:ken

(recken); schtra:ken (strecken); schna:kerhûren (Schnecke, Schneckenhorn).

Wg. u > a

gang (Junge, jung); lang (Lunge); hanger (Hunger); hangrich (hungrig); zang (Zunge); fanjdjen (gefunden); schtanjtch (Stunde), gebanjden (gebunden); wanjdjer (Wunder); anjdjen (unten); ferhangern (verhungern); gesangen (gesungen); geklangen (geklungen); geschprangen (gesprungen); gezwangen (gezwungen).

Wg. u > o

Bromen (brummen); gebrom (Gebrumm); brom (Brumpfeife, aus Weiden hergestellt).

Wg. u > Umlaut ä vor l + Konsonant

gälden (golden); gälden (Gulden); fälen (füllen); gedäldich (geduldig); schäldig (schuldig).

Wg. u > Umlaut i vor l, r, b mit folgendem i

dir (Türe) (ahd. turi); iwel (Übel, übel) (ahd. ubil), iwrich (übrig) (mhd. überic); mil (Mühle) (ahd. muli); pil (Polster) (ahd. pfuliwi); schnirch (Schwiegertochter) (ahd. snurihha);

Dazu kommen:

bisz (Büchse, Gewehr) (ahd. buhsa); kim (Kümmel) (ahd. chumil); bit (Bottich).

Konsonantismus der Mundart

Westgermanisch: b

Wg. b ist im Anlaut als stimmhafte bilabiale Laute erhalten:

baken (backen); balen (fem. Eingeweide); bäter (bitter); bibel (Bibel); bisz (Gewehr, Büchse); blänjtch (blind); blaiwen (bleiben); bla(e)n (blühen); blä(o)m (Blume); be(i)sz (böse); biiden (beten); beicher (Becher); brä(o)der (Bruder); brutch (Brot); bretch (breit); breichen (brechen); beuden (baden) usw. usw.

Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Die konsonantische Palatalisierung ist eine Spezialität des Siebenbürgisch-Sächsischen. Der Begriff wurde von Schirmunsk eingeführt, jedoch nur für vokalische Erscheinungen; nicht auch für konsonantische. Da die Palatalisierungserscheinungen eine Scheidewand zwischen dem Südsiebenbürgischen und dem Nordsiebenbürgischen bilden: kommen ihnen umso größere Bedeutung zu.

Pruden liegt im östlichen Teil des Mundartgebietes, dessen Mundarten durch Palatalisierung der Konsonanten t, d, n, l gekennzeichnet ist, während im Westen die Gutturalisierungen vorherrschen. Mit dieser für den siebenbürgischen Konsonantismus so bedeutenden Erscheinung hat sich in seiner Dissertation besonders eingehend B. Capesius beschäftigt. Sie führt den Titel „Die Vertreter des

alten î, û, ü, îi im Siebenbürgisch-Sächsischen“. Capesius geht den genannten Engelaunen nach, die bei den benachbarten Konsonanten eine Veränderung bewirken. Die Veränderungen treten nach Wörtern im Mundartgebiet in verschiedener Kombination auf: z.B. lekt - brokt (Hermannstadt), lietch – briekt (Alzen), lotch – brotch (Pruden). Damit zeichnet sich der Umgang vom Gutturalisierungs- zum Palatalisierungsgebiet ab. Pruden kennt – außer geringen Ausnahmen – die gutturalisierte Aussprache nur in der Verbindung ng, nk. Sie ist während unserer Untersuchung in den Wörtern: mängksz, me(u)ngkel (Milz, Mantel), me(o)kt (Maut, Abgabe) zu Tage getreten.

Unsere Aufstellung über die palatalisierten Konsonanten zeigt außer den bekannten und verbreiteten Palatalisierungen nach altem i, u, ü auch solche, die verhältnismäßig selten auftreten, und zwar nach altem Diphthong ai in e(i)djem (Eidam), kle(i)tch (Kleid) usw. sowie nach au, Umlaut von au wie dutch (tot, Tod), ne(i)djich (nötig).

Palatalisierte Dental erscheint in manchen Fällen in Pruden gemeinsam mit zu i vokalisiertem l, und zwar in Verbindungen -ilt (wild) wa(i)tch, -elt (selten) sa(i)djen und Umlaut von wg. a in: a(i)djer (älter, Eltern). A. Scheiner verzeichnet die „lautlichen Verstärkungen“ der Dentale und ergänzt dabei die Angaben F. Marienburgs.

Der Nasal n wird in bestimmten alten Verbindungen außer im Anlaut, in- und auslautend palatalisiert. Die vokalisch-konsonantischen Verbindungen sind im Wesentlichen die gleichen, unter denen sich die Palatalisierung der Dentale vollzieht, außer denen mit altem au (ahd. o:) in schunj (schon), krunj (Krone), lunj (Lohn). A. Scheiner hat einzelne Palatalisierungen des n im binnendeutschen Sprachraum nachgewiesen. Es sind känjtch (Kind); änj (immer); onjtch (Ende). Auch dieser Lautwandel scheint sich bis heute nur im Siebenbürgisch-Sächsischen geschlossen erhalten zu haben. Es fehlen uns binnendeutsche Angaben dazu.

Über die i-Vokalisation in den südsiebenbürgischen Ortsmundarten sagt er hingegen folgendes: „... l erscheint entweder mouilliert als l',... (nie als i!) oder stark vokalisch anschwellend (gedehnt?). Ersteres außerhalb des stark mouillierten Burzenlandes wohl häufiger im Osten ...“

Trotzdem ist sie in vielen östlichen Mundarten vorhanden, so auch in Pruden als Übergang des palatalisierten l = lj zu i. Die Lautentwicklung tritt generationsgebunden als lj bei älteren und bei jüngeren Sprechern auf.

Die Labialisierung des n > m, ebenfalls ein Kennzeichen der meisten östlichen Ortsmundarten, hat auch Pruden erfasst; es gilt für die Verbindungen Land, Sand usw. als lemt, semt, auch (Mann) mem sowie in: (tanzen) demzen, (ganz) gemz; nach wg. u: in (Alaun) alom. Auch dieser Lautwandel in unserer Stellung wird von Schirmunski nicht vermerkt.

„n“ erscheint sowohl nach e als auch nach o als m - burzenländisch n in vielen

Mundarten des (östlichen?) Altlandes -, in Honigberg als ngm; als ögm erscheint es nur nach o oder dessen Spaltung oe o, in brûn, zûn – bronj, zonj“. Während sonst Gleichheit herrscht, findet man nach wg. u: alom (Alaun).

Im Vergleich zur Burgberger, besonders aber zu der Hermannstädter Mundart zeigt Pruden in Verbindung mit wg. ai, au, Umlaut au erhebliche vokalische Quantitätsunterschiede, und zwar Kürzer. Bei der Verbindung mit Dental sowie Nasal n sie sich zu konsonantischen, Verstärkungen, wie tch, inlautend dj. Wg. ai Pruden e(i); bre(i)tch (breit); e(i)niz (eins); e(i)chel (Eichel); ge(i)szel (Geissel, Peitsche). Vor Frikativen f, w wird der schwach artikulierte Gleitlaut (i) wie er für wg. ai steht (bre(i)tch ‚breit‘) ausgestoßen und es heißt def (taub), glewen (Glauben), vor Ach-Laut jedoch re(u)x (Rauch) mit kurzem u-Nachschlag, während in ‚Traum‘, ‚Baum‘ kurzes u gesprochen wird, das eine größere Verbreitung hat.

Diese Kürzung der alten Diphthonge steht lautlich einer Verstärkung von Konsonanten in engstem Zusammenhang und ist im westsiebenbürgischen Velarisierungsgebiet als Erscheinung häufiger zu beobachten, wo sie zum Unterschied von Pruden als „velare Verstärkung“ bruik (Brot), eling (allein) in Petersdorf (Mühlbach) erscheint. Dort und vor allem in Urwegen werden jedoch weit mehr Lautverbindungen von der Kürzung erfasst, z. B. der Nexus – aid, fliksch (Fleisch), gikszel (Geissel, Peitsche) in Urwegen, in Pruden jedoch fle(i)sch (Fleisch), ge(i)szel (Geissel, Peitsche), sowie in Umlaut wg. au mit Reibelaut: gligwen (glauben) aber gle(i)wen (glauben) für Pruden.

In den südsiebenbürgischen Stadtmundarten werden anstatt Kürzen Längen gesprochen wie ni:dich (nötig); schi:in (dünn); eli:n (allein); bri:t (Brot) oder gli:wen (glauben), kni:fel (Knopf); di:t (tot) sowie dru:m (Traum); bu:m (Baum). Vokalkürzungen fehlen auch in briut (Brot), liun (Lohn) (Mediasch); bru:t (Brot), lu:n (Lohn) (Kronstadt).

Dialektgeographisch gehört die Ortsmundart von Pruden den östlichen Mundarttypen an. Als Mundart des Kokelgebietes ist sie gleichzeitig durch Merkmale gekennzeichnet, die sich im Südsiebenbürgischen nur in diesem Gebiet finden, also letzten Endes als eine östliche Kokelmundart zu klassifizieren.

Die Eigentümlichkeiten, die sich als östliche Palatalisierungsmundart ausweist, gehen aus dem dargebotenen Lautmaterial und seiner Verarbeitung reichlich hervor. Sie können ebenso an den im SDSA angeführten Lautkarten nachgewiesen werden, und zwar in konsonantischer Hinsicht Palatalisierung der Dentale t, d – und des Nasals n in Hund (I. 23), Pfund (I. 38), hinter (I. 18), braun (II. 73) neun (II. 122) heute (II. 103), Winter (II. 145) usw. sowie Labialisierung des n > m in ganz (II. 89), anders (II. 64 a), Mann (II. 144).

Im Vokalismus treten als hauptsächlichsten Kennzeichen hervor:

a) der Vokal o in Verbindung mit palatalisiertem Ach-Laut wie ‚gedrocht‘ (getrocknet),

och (euch), im Unterwald gedrokt (II. 135).

b) o (wg. eu) in ‚och‘ (euch), ‚lotch‘ (Leute), ‚hotch‘ (heute) aber auch vor palatalisierten n > nj in nonj (neun); bronj (braun) (II. 73 bzw. II. 122) im Gegensatz zu westlichem ‚ech‘ (ich), ‚lekt‘ (Leute), ‚hekt‘ (heute) bzw. neng, brong.

c) Das vor allem für die östlichen Mundarten charakteristische oi, das dort für mehrere alte Vokale und Diphthonge steht, reich geographisch allerdings mit Stolzenburg ‚loirer‘, ‚hoisch‘ (Lehrer, schön) bis an Hermannstadt heran; im Atlas ist es durch ‚Scheuer‘ (II. 125) ‚Feuer‘ (II. 83) vertreten.

Ein weiterer Vokal, der Pruden dem Osten des Mundartgebietes zuweist, ist e als haupttoniger Vokal. (wg. au) in ‚def‘ (taub), ‚kef‘ (Kauf), ‚lef‘ (Laub), ‚schtef‘ (Staub), der im Repser Gebiet vorkommt, im Westen hingegen fehlt; e in ‚emdersch‘ (anders); ‚gemz‘ (ganz) hat ebenfalls unter den östlichen Ortsmundarten seine Parallelen. Die zu e geschwächte Entsprechung des wg. ai steht sodann in der Verbindung mit verstärkten Konsonanten: gemenj (Gemeinde), klenj (klein) oder kletch (Kleid), ledjen (leiten); vor s, sch, m führt es einen kaum feststellbaren Gleitlaut i mit sich, der diphthongische Vokal ist von äusserster Kürze; z.B. fle(i)sch (Fleisch); he(i)met (Heimat) usw.

Der Reduktionsvokal e in Zusammensetzung mit –tag, mundartlich –dex bildet im Unterschied zu den anderen südsiebenbürgischen Mundarten mit –tich, das Merkmal der Kokelmundarten sowie des Nordsiebenbürgischen, z. B. me:endex (Montag).

Eine Prudener Besonderheit stellt die diphthongische i-Verbindung îi in hîiwen (heben) îisel (Esel); gîi(e)l (gelb); îi(e)rt (Erde) (Uml. wg. a, wg. e) oder Umlaut wg. o mîirtert (Mörtel); mîi(e)rschel (Mörser) dar; desgleichen der seltene Diphthong iu, der nur für wg. u: in bediuren (bedauern), gebiu(e)r (Bauer); hiusz (Haus) gesprochen wird.

An die Mediascher Ortsmundart klingt bloß îu (Mediasch iu) für wg. o in: bîugen (Bogen), îuwen (oben, Ofen) an, sonst steht die Prudener Mundart dem Schäßburger Gebiet auch im Vokalismus näher.

Im Vergleich zu anderen Dorfmundarten zeichnet sich die von Pruden durch einen reichen Vokalismus und, durch die palatalen Verstärkungen, zahlreiche konsonantische Varianten aus. In der Mundart von Pruden treten 43 Laute im Vokalismus auf, von denen 9 einfache Vokale, 25 Diphthonge und 9 unechte Triphthonge wobei die Burgberger Mundart nur 27 Laute aufweist, davon 10 einfache Vokale, 13 Diphthonge und 4 Triphthonge. Der Vokalreichtum unserer Ortsmundart wird noch deutlicher, wenn wir sie mit der Mediascher Mundart vergleichen, die von 20 Lauten im Vokalismus 12 einfache Vokale, 6 Diphthonge und nur 2 Triphthonge hat.

Nürnberg / 2009

Dagmar-Herta Geddert

Pruden aus der Sicht eines Auswärtigen Julius Henning

Der bekannte Orgelvirtuose, gebürtig aus dem Sudetenland, Franz Xaver Dressler (1898-1981), war neben seinen Tätigkeiten auf dem Gebiete des Hermannstädter Musiklebens, vertraut auch mit dem Orgelbau, auch tätig im Rahmen der Evangelischen Kirche Siebenbürgens, beauftragt mit der periodischen Überprüfung der Funktionsfähigkeit der Orgeln im Gebiet der Landeskirche. So führte ihn der Weg eines Tages, über Elisabethstadt und Halvelagen kommend, auch nach Pruden. Als er die Anhöhe, die sogenannte „Hill“ überschritten, und sich alsbald der erste Anblick der Gemeinde eröffnete, soll er in diesem Moment, beim Anblick der Gemeinde, gelagert in einem lieblichen Seitental der Großen Kokel, von Wäldern umrahmten Wiesen und Feldern, den Ausspruch getan haben: „So schön wie im Schwarzwald“. Dieser Ausspruch fand sich u.a. auch vermerkt in den „Kirchlichen Blättern“ dem offiziellen Organ der Evangelischen Landeskirche Rumäniens, bei seinem Bericht über die Ergebnisse der Visitation in Pruden.

Diese landschaftliche Bewunderung hat sich bis in unsere Tage fortgesetzt, wenn wir erleben, dass nach der politischen Wende, nach dem Verlassen der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung, mehrere Familien deutscher Staatsbürger, aus dem Lande Sachsen, die mit den Siebenbürger Sachsen nichts gemeinsam haben, hier in Pruden das ehemalige evangelische Pfarrhaus saniert und wieder bewohnbar gemacht haben, dies als Freizeiteinrichtung abwechselnd, im Laufe des Jahres nutzen, dazu auch das Kirchengebäude in bestem Zustand erhalten.

Was verbindet mich nun aber als ehemaliger Schässburger mit der Gemeinde Pruden? Als Chronist meiner Großfamilie Henning, deren Wiege seit Beginn des 18-ten Jahrhunderts in Schässburg belegt ist, habe ich bei meinem Urgroßvater Johannes Henning erfasst, dass dieser, nach dem frühen Tode der Eltern, als Waise, herangewachsen in der Familie einer Schwester, eine Katharina Nussbaumer heiratete, die wiederum einen Bruder Johannes hatte, Pfarrer in Pruden. Die Nussbaumer waren in Schässburg eine angesehene Handwerkerfamilie, auch mit Würdenträgern der Stadt. Als die Tochter Katharina meinen Urgroßvater heiratete, schrieb der seinerzeitige Chronist: „Er (Johannes Henning), muss ein stattlicher Bursche gewesen sein, wenn er die Zuneigung der reichen Katharina Nussbaumer fand“. Weiter steht da: „Die junge Frau war geweckten Geistes, las viel in nützlichen Büchern, welche ihr der Bruder Johannes, Pfarrer in der Gemeinde Pruden, verschaffte“.



Die alte idyllische Kirche

te“. Einer der Söhne dieses Johannes Henning und der Katharina geb. Nussbaumer, der Theologie studieren wollte, genoss die Gunst seines Onkels Nussbaumer, dem Pfarrer von Pruden, welcher ihm erlaubte und ihn dadurch förderte, dass er ihn einige Male im letzten Gymnasialjahr im Gottesdienst in Pruden die Predigt halten ließ.

Im Zeitraum der Amtstätigkeit von Johannes Nussbaumer als Pfarrer in Pruden, vom Jahre 1831 bis 1857, bis zu seinem Tode, kamen aus Schässburg immer wieder junge Paare, Verwandte und Bekannte der Familie, um sich in dem lieblichen Pruden, in der idyllischen Kirche, von dem beliebten Pfarrer trauen zu lassen.

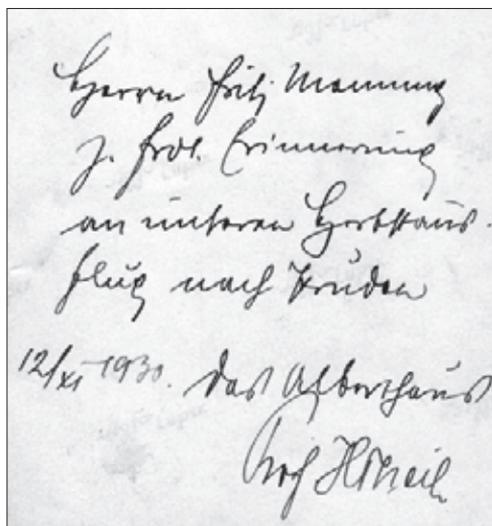


*Die Schässburger Bläsergruppe und die Prudner Adjuvanten, im Februar 1938
 Georg Geddert (Bass), vor ihm Heinrich Weisskopf, Schässburg
 v. r. Mitte: Georg Zikeli, Schässburger, Rudolf Höhr, Michael Türk, Georg Keul und Elise Geddert
 v.r.unten: Johann Löw, Schässburger, Johann Lang, Schässburger und Johann Leutner*

Wenn Pruden auch zu den kleineren Gemeinden des Kreises zählte, die Landschaft erlaubte keine größere Ausdehnung, so hatte sie doch gute Wirtschaftler in den Bauern des Dorfes. Außer den landwirtschaftlichen Haupterzeugnissen, hatte die Gemeinde eine gute Milchwirtschaft, auf dem Marke von Schässburg war der Prudner Sauer-rahm der Gesuchtteste; ebenso wurde dieser Markt mit viel Geflügel und bestgefütter-



Ausflug nach Pruden



ten Gänsen beschickt. Selbst die wenigen Zigeunerfamilien die sich am Ortsrande im Laufe der Jahre, als Arbeiter bei den Sachsen, angesiedelt hatten, brachten es weiter als in anderen Orten, sprachen alle die siebenbürgisch-sächsische Mundart, arbeiteten auch außerhalb des Ortes. So konnte ich einige dieser Männer persönlich erleben, als sie am Grundstück meiner Eltern, in der Rohrau bei Schässburg, das Gras mähen kamen, und schon beim ersten Morgenrauen bei der Arbeit waren, sich das noch taunasse Gras leichter mähen ließ.

Mit der Stadt Schässburg gab es Austausch auch kultureller Art. So zum Beispiel zeugt das hier auch beiliegende Foto des Jahres 1938 von dem Besuch einer Gruppe der Blaskapelle der Freiwilligen Feuerwehr von Schässburg, die mit dem Zug bis Dunnesdorf angefahren war und von dort mit Pferdewägen nach Pruden weitergeleitet wurde. Veranlasst hatte diesen Erfahrungsaustausch mit den Prudner Adjuvanten, der damalige Schullektor und Dirigent der Prudner Adjuvanten, Rudolf Höhr, der gute Beziehungen zu den Schässburger Musikern hatte. Beide Formationen spielten zunächst einige Vortragsstücke und am Nachmittag zum Tanze im Saal auf. Deutlich zu erkennen auf dem Bild von den Schässburger Gästen, der Schwiegervater von Lukas Geddert, Heinrich Weisskopf, Schneidermeister in Schässburg, Klarinettenbläser in der Blaskapelle und im Orchester des Musikvereins. Im Jahre 1951 besuchte die IV-te Seminarklasse von Schässburg Pruden, eine Instrumentalgruppe der Seminaristenkapelle spielte, unter der Leitung von Hans Jakobi, zum Tanze auf. Erwähnt werden kann, belegt auch mit dem beiliegenden Foto, der Besuch der im Internat des Bischof-Deutsch-Gymnasiums Schässburg wohnenden Schüler, die im Jahre 1930 ihren Herbstausflug nach Pruden unternahmen. Man sieht die Schüler auf dem Bild in größerer Anzahl, vor der Prudner Kirche.



Julius Henning 2008

Darunter auch der in der I-ten Gymnasialklasse, der Prima, sich befindliche Prudner Fritz Menning (späterer Direktor der Bergschule von Schässburg), dessen Vater, auch Fritz Menning, den angereisten Schülern einen großen Korb (Fälpes) reifer Trauben aus dem Weinberg brachte, wofür ihm der Ausflugsleiter, der Leiter des Internats (Alberthauses) mit dem hier beiliegenden Foto mit in altdeutscher Schrift abgefaßten Widmung vom 12.XI.1930: „Herrn Fritz Menning, zur frdl. Erinnerung an unsern Herbstausflug nach Pruden - 12.XI.1930 - Das Alberthaus. gez. Prof. H. Theil“ dankte.

Als abschließende Würdigung kann ich nur sagen, auch eine kleinere Gemeinde kann ihre Bedeutung, ihre Geschichte haben, wie dies sich auch aus allen Beiträgen zur Prudner Gemeindechronik ergeben wird. Ich wünsche dem Redaktionsteam viel Erfolg, diese Arbeit zu einem guten Abschluss zu bringen.

Pforzheim im Januar 2009

Julius Henning

Der Kampf mit dem Wildschwein

Alfred Tatter

Es war im Winter 1940/41. Mein Bruder Franz und ich waren beim Holzmachen im Bunjdel (ich schreibe den Namen in unserer sächsischen Mundart). Wir waren fast ganz hinten im Winkel, dort wo die Jugend immer das Immergrün holte. Wir waren dort ganz allein, aber weiter vorne, etwa 200 m von uns, waren noch mehrere am Holzmachen, die wir nur hören, jedoch nicht sehen konnten, weil dort der Wald einen Bogen macht.



Das Wildschwein erscheint

Plötzlich brach bei denen ein großes Geschrei aus. Wir ahnten etwas Ungewöhnliches. Nachdem das Getöse etwa eine Minute gedauert hatte, sahen wir auch schon ein Wildschwein, welches das Tal in Richtung „Breite“ durchqueren wollte, hinterher etwa 6-7 Mann und ein Hund. Der Hund gehörte Hans Botschner, der neben der Kirche wohnte. Er selber war auch dabei und außer ihm noch mein Cousin Franz Menning und der Paul Michael. Die anderen habe ich vergessen. Wir greifen ein sobald wir das Wildschwein sahen, liefen wir auch hin. Mein Bruder hatte seine Axt fallen lassen, aber ich nahm meine mit. Wir kamen in die Nähe, etwa 50 m von Michael Keuls Hütte. Einen Stecken brach sich mein Bruder ab und ging das Schwein von der

Seite an. Als er ihm zu nahe kam, gab das Schwein einen Laut von sich und ging mit offenem Maul auf ihn zu. Doch als mein Bruder zwei Schritte zurückwich, ließ es wieder von ihm ab und lief seinen Weg weiter.

Die Erlegung des Schweins

Es hatte ihm noch keiner einen Schlag gegeben. Am wenigsten traute sich der Hund ran. Der machte den größten Bogen um das Schwein, das inzwischen nur noch 5 m vom Waldrand entfernt war. Dort war Gestrüpp, es durfte uns also nicht dorthin entweichen. Deshalb setzte ich zu einem Spurt an und dann verlief alles genau so wie ich es mir vorgestellt hatte: Den ersten Schlag mit der Axt versetzte ich ihm aufs Kreuz. Das Schwein gab einen gräßlichen Laut von sich und drehte sich um, so traf ich es mit dem zweiten Schlag auf die Stirn und es brach zusammen. Damit es ausblutete hieb ich ihm die Kehle durch. Nun muß ich unseren Freund, den Michael Paul, noch einmal extra erwähnen. Als wir nun so um das Schwein herumstanden - wir waren 8 oder 9 Mann - da trat er auf mich zu, griff nach meiner Axt und sagte:

„Lass mich doch die Balmung (Siegfrieds Schwert) einmal ansehen!“

Das Schwein wurde dann auf einen niederen Schlitten geladen und beim Bürgermeister Keul abgeliefert. Dort übernahm es der Jäger Fritz Weprich und verwertete es, ich erhielt ein Stück davon.

Erinnerung an Michael Paul

In der Annahme, daß unser Freund Michael Paul unsere „Prudner Nachrichten“ auch erhält, möchte ich ihn, aber auch alle anderen Landsleute an das Lied erinnern, das sein Bruder Franz Paul aus Heltau nach Pruden gebracht hatte und es auf dem Schifferklavier spielte. Sie sangen dann beide dazu. Die zweite Strophe begann so:

Nach England angelangt
nahm ich gleich zur Hand
Bleistift und Papier
schrieb dies Brieflein Dir usw.

Lieber Michael, damals hat niemand geahnt, daß Du einmal in England landen würdest. Und niemand hat geahnt, daß wir, die wir damals einen so kleinen Kreis um das Wildschwein bildeten, einmal so weit auseinandergeraten würden. Du in England, der Hans Botschner am Chiemsee, der Franz Menning noch in Rumänien, ich in der Frankfurter Gegend. Mein Bruder liegt auf einem Heldenfriedhof in Italien, auf einem Berg über 900 m hoch unter fast 32. 000 Gefallenen, zwischen Bologna und Firenz. Dies zur Information der Landsleute, die noch nicht wußten, wo mein Bruder geblieben ist.

Herzlichen Gruß an alle Prudner von

Alfred Tatter

Der Fürstenbrunnen

Zwischen Pruden und Zendersch liegt unterhalb des Waldes ein entlegener Winkel - „Klesdaul“ (Kiestal) genannt -, wo sich eine fließende Quelle befindet, die von den Prudnern als Fürstenbrunnen bezeichnet wird. Hier hielt sich früher viel Wild auf, und oft kamen hierher Jäger, um zu jagen. Einmal veranstaltete hier ein Fürst eine grosse Jagd, zu der er viele Adlige einlud, darunter auch einen armen Grafen, der seiner schönen Tochter den Hof machte. Das Mädchen hatte sich gleichfalls in den jungen Mann verliebt und wollte unter keinen Umständen von ihm lassen, wiewohl ihr Vater alles in Bewegung gesetzt hatte, um das Liebesglück der beiden zu zerstören. Als sein Bemühen ohne Erfolg blieb, warb er Mörder, die den Grafen während der Jagd meuchlings ums Leben bringen sollten. Als der Graf allein zur Quelle im „Klesdaul“ ritt, vom Pferd stieg und sich bückte, um Wasser zu trinken, trat einer der gedungenen Mordgesellen aus dem Busch hervor und stiess dem Trinkenden einen Dolch in den Rücken: Der Mann blieb tot an der Quelle liegen. Der Mörder bekam nach vollendeter Tat sein Blutgeld vom Fürsten, der überaus froh war, den nicht standesgemässen Liebhaber seiner Tochter aus der Welt geschafft zu haben. Nach der Jagd fragte das Mädchen seinen Vater, wo der junge Graf denn geblieben sei, da er noch immer nicht komme. Der Fürst erklärte ihr, dass er nichts über seinen Verbleib wüsste. Doch das Mädchen erfuhr, was draussen im Wald geschehen war. Sie eilte rasch zum Brunnen und fand dort ihren toten Geliebten. Vom Schmerz überwältigt, legte sie sich neben den Toten, zog den Dolch aus dessen Leib und stiess sich ihn ins Herz.

Als der Fürst das Verschwinden seiner Tochter entdeckte, liess er sie, sofort überall suchen. Endlich brachte man ihm die Nachricht, dass sie tot neben dem ermordeten Grafen liege. Da wurde der Fürst traurig. Nach einigen Tagen liess der vom Schmerz über den Tod seiner Tochter gebrochene Fürst alle Väter von erwachsenen Kindern zu sich rufen und erzählte ihnen die Geschichte seiner Tochter und das von ihm an ihr begangene Verbrechen. „Begreiftet, ihr Männer, was aus Liebe und Liebesschmerz entstehen kann“ sprach er abschliessend. „Lasset daher euren Kindern die Wahl, sich ihre Lebenspartner selbst auszusuchen und zwinget sie nicht, unglücklich zu sein!“ Seit dieser traurigen Begebenheit heisst jene Quelle zwischen Pruden und Zendersch Fürstenbrunnen.

Aus: „Neuer Weg“, vom 4. Juli 1987

Der Zauberbusch in Pruden

Der Zauberbusch ist ein enger, fast dunkler Winkel, der sich vom Nordwesten gegen Südosten hinzieht und dessen beiderseitige sehr steile Berge vom oberen Kamme bis zur Talsohle mit dichten Büschen bewachsen sind.

Hier hauste in alten Zeiten ein lebendes Wesen; dasselbe hatte nur einen Gänsefuß, trug einen dreieckigen Hut, grauen Bart, ähnlich dem eines Popen und ein großes dickes Buch, woraus es Zauberformeln sprach.

Siebenbürgische Sagen von Friedrich Müller & Misch Orend 1972

Witze

Ehe - Witz

Sie sagt: „Mein süßer Liebling, mein kleines Schatzilein, mein Schnuckiputzi!“

Er: „Ja, was ist denn, Liebes?“

Sie: „Halt den Mund, ich rede mit dem Hund!“

Der Ehemann ist vor Sorge ganz grün im Gesicht. Fragt ihn ein Freund: „Was ist denn los mit dir?“ „Ich mache mir Sorgen um meine Frau.“ „Was hat sie denn?“ „Das Auto.“

Ein Mann kommt betrunken um vier Uhr morgens heim. Im Flur steht seine Frau, wütend, mit einem Besen in der Hand. Fragt er: „Bist du am Putzen oder fliegst du weg?“

Bauern - Witz

Ein Bauer zum anderen im Lokal: „Sag mal, Hubert, rauchen deine Kühe?“

„Blödsinn, natürlich nicht.“ - „Dann brennt dein Stall!“

Auto - Witz

Ein Polizist stoppt einen Wagen. Der Fahrer ist völlig blau. Polizist: „Mein Herr, in Ihrem Zustand sollten Sie die Hände weg vom Steuer lassen!“ Autofahrer: „Was? Wenn ich besoffen bin, soll ich auch noch freihändig fahren?“

Patienten - Witz

„Stell dir vor, bei der Operation hat der Arzt einen Schwamm in meinem Magen vergessen.“ „Wie schrecklich, hast du sicher furchtbare Schmerzen?“ „Nein, aber dieser ständige Durst...“

Der Arzt stellt ein Rezept aus und sagt: „Sie müssen das Medikament in einem Zug nehmen!“ „Das trifft sich ja gut, ich arbeite bei der Deutschen Bahn!“

„Und von diesen Tropfen,“ sagt der Augenarzt zum Patienten, „träufeln Sie dreimal täglich vier in jedes Auge.“ - „Vor oder nach dem Essen, Herr Doktor?“

Psychiater - Witz

Kommt eine Frau zum Psychiater: „Herr Doktor, ich glaube, mein Mann ist verrückt! Jeden Morgen beim Frühstück isst er die Kaffeetasse auf und lässt nur den Henkel übrig.“ Sagt der Arzt: „So ein Irrer, wo der Henkel doch das Beste ist.“

Angler - Witz

Ein Angler geht Eisfischen. Als er ein Loch in die Eisfläche geschlagen hat, ertönt eine Stimme: „Hier gibt es keine Fische!“ Der Mann geht weiter, klopft ein neues Loch. Wieder die Stimme: „Hier gibt es keine Fische!“ Beim dritten Mal hebt der Mann die Angel zum Himmel, fragt: „Bist du es o Herr?“ Darauf die Stimme: „Nein, ich bin der Platzwart vom Eisstadion.“

Abschlussarbeiten am Heimatbuch Pruden

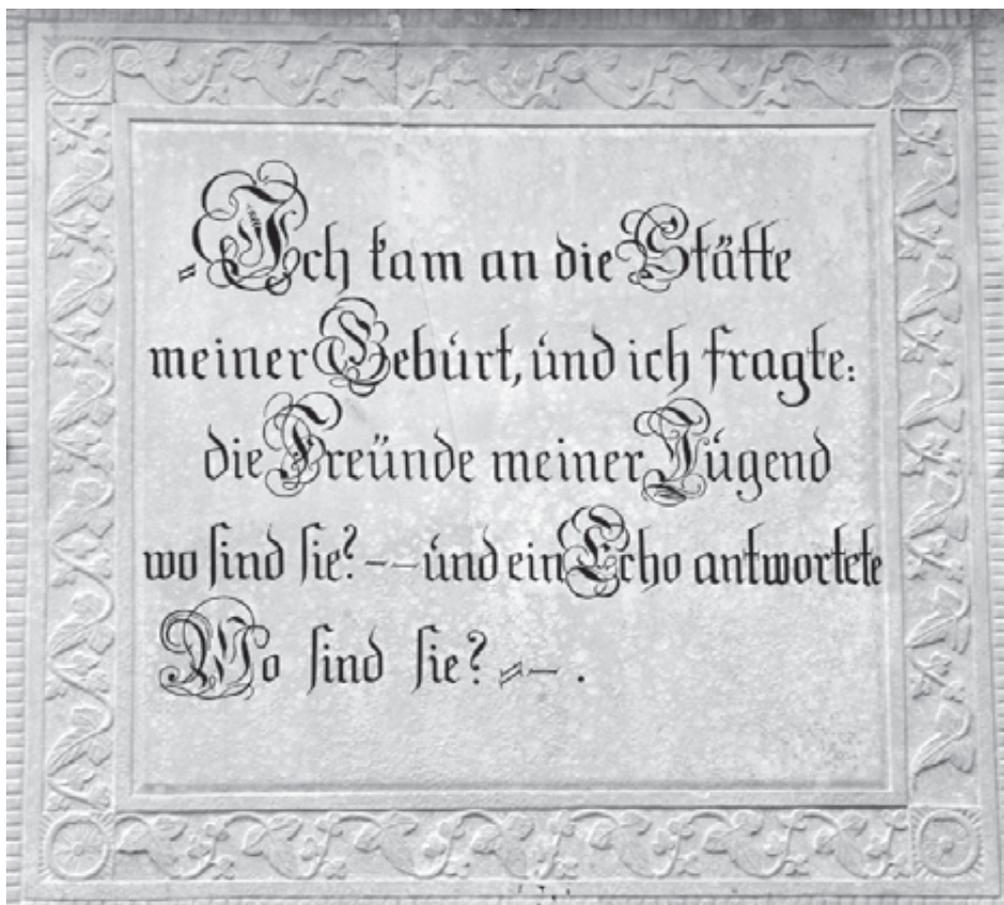


Horst Göbbel und Lukas Geddert / März 2009 Foto: Dagmar - Herta Geddert



Dieter Wolff und Lukas Geddert / März 2009

Vermächtnis und Ausblick



Eine jahrhundertealte Inschrift an der Stadtmauer von Dinkelsbühl

„Pax intrantibus, salus exeuntibus“
„Friede den Einkehrenden, Wohlergehen den Fortgehenden“

Eine jahrhundertealte Inschrift am Spitaltor in Rothenburg

Gemeinschaft der Prudner Siebenbürger Sachsen - wie lange noch ?

Nach gegenwärtigem Stand der Dinge und unter Berücksichtigung der radikalen Entwicklungen der letzten rund 60 Jahre muss offen bekannt werden: die siebenbürgisch-sächsische Gemeinschaft der Prudner wird wohl in absehbarer Zeit der Geschichte angehören. Jedoch: so lange es noch gebürtige Siebenbürger Sachsen bzw. von gebürtigen Siebenbürger Sachsen Abstammende aus Pruden gibt, die einerseits das durch ihre siebenbürgisch-sächsische Identität geprägte Bedürfnis und Bewußtsein haben, ihr Gefühl der Zusammengehörig-



„Stadtbaustein“ am Münsterplatz in Dinkelsbühl

keit zu äußern und so lange es Siebenbürger Sachsen oder von diesen Abstammende gibt, die sich engagiert dafür einsetzen, diese Gemeinschaft, solange es sie gibt, organisatorisch zu betreuen, diese Menschen zu verschiedenen Anlässen und Veranstaltungen zusammenzuführen, wird es diese Gemeinschaft noch geben.

Eines bleibt klar: Diese Gemeinschaft ist es wert, erhalten zu bleiben.

Möge auch diese Prudner Veröffentlichung dazu beitragen.

Nürnberg, im Februar 2009

Lukas Geddert

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen – Bibliografie

Auswahl

Zur Erstellung des Heimatbuches Pruden wurden verschiedene Quellen benützt. Meistens haben die einzelnen Verfasser ihre Quellen im Text selbst genannt. Hier soll auch deswegen nur eine minimale Auswahl von benutzten Quellen aufgelistet werden.

Baier, Hannelore: Deportarea etnicilor germani din România în Uniunea Sovietică. 1945, Sibiu, 1994.

Bergel, Hans/Myß: Walter (Hrsg.): Wir Siebenbürger. Wort und Welt Verlag Innsbruck 1986.

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.): Informationen zur politischen Bildung 225 Ostmitteleuropa und Südosteuropa, Bonn, 1989.

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa Band 3: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien, Herausgeber: Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, dtv München 1984 (unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1957).

Fabini, Hermann: Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen Band I, Monumenta Verlag Hermannstadt Band I, 1998, Band II, 1999.

Frühm, Thomas: Wetterleuchten über Siebenbürgen. Erinnerungen eines siebenbürgisch-sächsischen Schulmannes, Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, München 1958.

Gerster, Georg/Rill, Martin: Siebenbürgen im Flug. Das deutsche Siedlungsgebiet: seine Kirchenburgen, Dörfer, Städte und Landschaften, Edition Wort und Welt, München, 1997.

Göbbel, Horst (Hrsg.): Abschied aus der Geschichte – Jaad in Siebenbürgen – Werden und Niedergang einer deutschen Gemeinde, Nürnberg 1990.

Kroner, Michael/Göbbel, Horst: Vor 50 Jahren: Flucht – Deportation – Enteignung – Entrechtung – Die Siebenbürger Sachsen – 23. August 1944 bis 1947, Nürnberg 1994.

Kroner, Michael: Von der Ansiedlung bis zur Aussiedlung – 850 Jahre Siebenbürger Sachsen, Nürnberg 1992.

Kroner, Michael: Schriftenreihe Geschichte der Siebenbürger Sachsen und ihrer wirtschaftlich-kulturellen Leistungen (in 12 Heften: 1. Völkervielfalt und staatliche Zugehörigkeit Siebenbürgens. 2. Die Siebenbürger Sachsen vor der Ansiedlung bis zur Auflösung des Königsbodens 1876. Ihre Rechtslage auf Sachsen- und Komitatsboden, Mongoleneinfälle, Türkenabwehr, Bürgerkriege, Revolution von 1848/49. 3. Im ungarischen und rumänischen Staatsverband von 1876 bis 1940. Die Siebenbürger Sachsen im Ringen um nationale Selbstbehauptung. 4. Niedergang und Auflösung eines 850jährigen Gemeinwesens (1940 bis 1999). Die Siebenbürger Sachsen in der Zeit des Nationalsozialismus, Kommunismus und Postkommunismus. 5. Wirtschaftliche Leistungen der Siebenbürger Sachsen. Städtewesen, Zünfte, Handel, Industrie, Banken, Landwirtschaft. 6. Kirche und Schule bei den Siebenbürger Sachsen. Stützen eines

850jährigen deutschen Gemeinwesens. 7. Kultur- und Kunstdenkmäler der Siebenbürger Sachsen. Architekturhistorische und kunstgeschichtliche Entwicklung der Dörfer und Städte, der Kirchen und Kirchenburgen sowie anderer Wehranlagen und weltlicher Bauwerke. Kunstgewerbe und bildende Kunst. 8. Siebenbürgisch-sächsische Kulturleistungen. Literatur, Wissenschaft, Theater, Musik, Buchdruck, Museen, Pressewesen. 9. Gemeinschaftliche Einrichtungen, Brauchtum und Sprache. Vereinsleben, Nachbarschaften, Bruder- und Schwesternschaften, Brauchtum, Feste, Volkskunst, Trachten, Mundart. 10. Die Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Österreich, den USA und Kanada. 11. Geschichte der Siebenbürger Sachsen in Daten. 12. Urkunden, Dokumente, Berichte zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen) Nürnberg 1997-2002.

Diese Texte veröffentlichte Dr. Michael Kroner 2007 und 2008 zusammengefasst in zwei stattlichen Bänden unter dem Titel „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“. Im Verlag Haus der Heimat in Nürnberg.

Längin, Bernd G.: Unvergessene Heimat Siebenbürgen – Städte, Landschaften und Menschen auf alten Fotos, Weltbild Verlag, Augsburg 1995.

Myß, Walter (Hrsg.): Lexikon der Siebenbürger Sachsen – Geschichte – Kultur – Zivilisation – Wissenschaften – Wirtschaft – Lebensraum Siebenbürgen (Transsilvanien), Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1993.

Nägler, Thomas: Die Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen, Bukarest, Kriterion Verlag, 1992.

Roth, Harald: Kleine Geschichte Siebenbürgens. Köln u.a. 1996.

Wagner, Ernst: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick, Wort und Welt Verlag, Innsbruck 1981.

Wagner, Ernst: Die Pfarrer und Lehrer der Evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. Bd. 1: Von der Reformation bis zum Jahre 1700. Köln u.a. 1998.

Wagner, Ernst: (wie oben): Historisch-statistisches Ortsnamenbuch für Siebenbürgen. Studia Transylvanica, Bd. 4. Köln u.a. 1997.

Wagner, Ernst: (wie oben), Hg., Quellen zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen 1191-1975 mit Ergänzungen 1186, 1654, 1748, 1923, 1938 und 1978. Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 1. Köln u.a. 1981.

Weber, Renate und Georg: Zendersch – eine siebenbürgische Gemeinde im Wandel, München, 1985.

URKUNDENBUCH zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Bd. 3. Hg. Friedrich Zimmermann, Carl Werner und Georg Müller. Hermannstadt 1902.

URKUNDENBUCH (wie oben), Bd. 5. Hg. Gustav Gündisch. Köln u.a. 1975.

URKUNDENBUCH (wie oben), Bd. 7. Hg. Gustav Gündisch, Herta Gündisch, Konrad G. Gündisch und Gernot Nussbächer. Bukarest 1991.

Zimmermann, Harald: Siebenbürgen und seine Hospites Theutonici. Vorträge und Forschungen zur südostdeutschen Geschichte. Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens, Bd. 20. Köln u.a. 1996.



Pruden 1977

Ich möchte Ihnen einen Ausschnitt aus einem Brief von unserer Lehrerin Zira Zenn an Michael Dengel, im Dezember 1991, zukommen lassen, der mich sehr beeindruckt hat und viel über unser Pruden aussagt: „... Wenn ich an Pruden denke, beschleicht mich eine tiefe Traurigkeit. Ich sehe „den Plotz“ mit den drei Straßen, die für uns der Weg in die Welt waren. Mein Neffe Sucki sagt oft, weil wir von Dunnesdorf und Epesch so oft zu Fuß gegangen sind, sind wir gesund geblieben. – Ich sehe weiter, das Dorf von Wald- und Feldgürtel umgeben, und ich höre „bam Bronnen“ das Wasser singen („Vom Tage, vom heute gewesenem Tage“). Nirgends auf der Welt habe ich je einen so reichen Sternenhimmel gesehen als eben in Pruden! Menschen aller Art stehen vor mir. Die meisten waren gut. Nun ist alles gewesen! ...“



Pruden 2008

Foto Lukas Geddert



Af deser Ierd

**Af deser Ierd do äs en Land
Si hisch es nichen andert,
ech sint mech äng no äm zeräck,
wä ech de Wält durchwandert.**

**Än desem Land äs en Gemin,
si inich wä en Guerten
en hescher hun ech net gesähn,
af allen menjen Fuerten.**

**Än dier Gemin do stiht en Hous,
huet nichen prächtich Hallen
und doch huet uch det Kenengsschloß
mir net esi gefallen.**

**Dänn en diem Hous do wunt men Schatz,
di mir de Traou gehalden
und all men Froud und all men Gläck
äs en diem Hous enthalden.**



Af deser Ierd

**Af deser Ierd do äs en Land
Si hisch es nichen andert,
ech sint mech äng no äm zeräck,
wä ech de Wält durchwandert.**

**Än desem Land äs en Gemin,
si inich wä en Guerten
en hescher hun ech net gesähn,
af allen menjen Fuerten.**

**Än dier Gemin do stiht en Hous,
huet nichen prächtich Hallen
und doch huet uch det Kenengsschloß
mir net esi gefallen.**

**Dänn en diem Hous do wunt men Schatz,
di mir de Trao gehalden
und all men Froad und all men Gläck
äs en diem Hous enthalden.**



Lukas Geddert Pruden mitten in der Welt



Lukas Geddert



Pruden mitten in der Welt

**Ein Dorf im Schäßburger Stuhl
in Siebenbürgen**